

Buchkultur

Das internationale Buchmagazin

Heft 194 1/2021

SCHNURRENDE
LITERATUR
PHILOSOPHIE
DER **KATZEN**

IM PORTRÄT
RAPHAELA
EDELBAUER⁺
HENGAMEH
YAGHOOBIFARAH

VLADIMIR
NABOKOV
SPOTT &
SEHNSUCHT

MITHU SANYAL
EINE FRAGE DER
IDENTITÄT

ISSN 1026-082X, EURO 6,80 / SFR 6,90 / 11.2.2021



«WENN EIN
AUSSENSTEHENDER
UNS BEOBACHTEN
WÜRDEN, WOFÜR WÜRDEN
ER UNS HALTEN?»



KRASS

ZWEI MÄNNER UND
EINE FRAU, EIN DREIECK
AUS MACHT, FURCHT
UND FREIHEITSLIEBE.

DER NEUE ROMAN
VON MARTIN MOSEBACH.

HUCH!

Wo kommen denn plötzlich die Katzen überall her? Redakteur Alexander Kluy wollte doch nur einen profunden und selbstverständlich wohligh schnurrenden Überblick über feline Literatur zusammentragen (S. 28) ... Dabei sind wohl ein paar seiner Protagonist/innen aus der Geschichte gestromert und haben sich im ganzen Heft verstreut. Was das heißt, muss ich Ihnen nicht sagen: völliges Chaos in der Redaktion!



Bitte, würden Sie uns bei der Suche nach den Ausreißern helfen und uns einfach die Seitenzahlen schicken, wo sie sich versteckt haben? Wir müssen nämlich schon dringend wieder die nächste Ausgabe vorbereiten und lesen, lesen, lesen! Auf unseren Social-Media-Kanälen werden wir uns beizeiten um ein passendes Dankeschön für Ihre Mühen kümmern.

Dabei hat eigentlich alles so übersichtlich begonnen ... Als wir hörten, dass die großartige Autorin Mithu Sanyal einen Roman schreiben würde, wussten wir gleich: Das wird unsere Coverstory! Die Differenziertheit ihrer Argumentation und die Komplexität ihrer Gedanken, die sie präzise auf den Punkt bringen kann, haben nicht nur unsere Rezensentin Sophie Weigand begeistert (S. 10). Auch sonst war schnell klar, dass dieses Heft eine starke emanzipatorische Note tragen wird. Die Diskurse über Rassismus, Identitätspolitik und andere drängende Themen des gesellschaftlichen Zusammenlebens sind vielschichtig. Sie vereinfachend darzustellen widerspricht oft der Natur der Sache. Aber eines ist klar: Wir alle sollten denen zuhören, die davon betroffen sind, und nicht vorschnell urteilen.

Was gibt es sonst Neues? Wir freuen uns, dass unser Krimikolumnist Thomas Wörtche sein ungeheures Wissen über Kriminalliteratur von nun an in seiner Themenkolumne mit uns teilt (S. 51). Auch Archivarin Susanne Rettenwender hat diesmal etwas gruselig Abseitiges für uns: anthropoder-mische Bücher. Was das ist, erfahren Sie auf S. 76.

Und nun: gutes Lesen – ach ja, und bitte schauen Sie nach den Katzen!

Jorgi Poll

& die Redaktion

Die nächste Ausgabe erscheint am 15. April. Unser Bücherbrief am 9. März versorgt Sie dazwischen wie immer mit aktuellem Lesestoff. Anmeldung unter: www.buchkultur.net

Offenlegung lt. §25 Mediengesetz

Offenlegung für das Magazin Buchkultur siehe auch Impressum unter www.buchkultur.net • Eigentümer: Buchkultur Verlagsges.m.b.H (Gesellschafter: Michael Schnepf 74%, Max Freuden-schuß 26%) • Geschäftsführer: Max Freudenschuß • Unternehmensgegenstand: Herausgabe von Publikationen rund um die Buch- und Medienbranche, redaktionelle Dienstleistungen, Konzeption und Durchführung von Branchenaktivitäten. Sitz: Österreich, 1030 Wien, Eslarngasse 10 Blattlinie: Redaktionell unabhängige Informationen und Service zum Thema Buch und Lesen sowie buchnahe Medien.



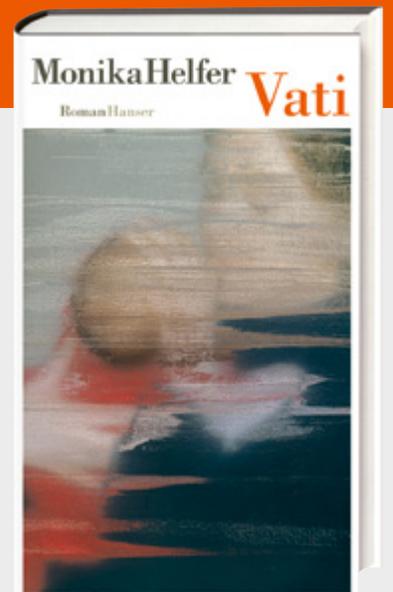
Nachhaltiges Wirtschaften ist uns wichtig, und daher wird das Magazin Buchkultur vom Papier bis zum fertigen Heft umwelt- und gesundheitsschonend hergestellt. Registrierungsnummer: PDFC/16-44-917

Buchkultur

© Salvatore Vinci



Monika Helfer



Monika Helfer schreibt fort, was sie mit ihrem Bestseller *Die Bagage* begonnen hat: ihre eigene Familiengeschichte. Ein Roman über das Aufwachsen in schwierigen Verhältnissen, ein Erinnerungsbuch, das zum Porträt einer Nachkriegskinder-generation wird.

176 Seiten. Gebunden und als E-Book hanser-literaturverlage.de

HANSER
BUCHER DER
KUNST

BÜCHERTISCH

- 06 Michael Schnepf empfiehlt Bücher für Kopfreisen, präsentiert großes Kino beim Filmverlag der Autoren, Will Eisner, den Paten der Graphic Novel, und wirft einen Blick in eine Welt voller Matriarchinnen.

LITERATUR

- 10 Mithu Sanyal: Die Verhandlung der Identität**
Mit viel Selbstironie schreibt Mithu Sanyal über Privilegien, kulturelle Aneignung und Identitätspolitik.
- 16 Raphaela Edelbauer: Hirn in die Cloud, jetzt!**
In ihrem neuen Roman »Dave« widmet sich Raphaela Edelbauer der Künstlichen Intelligenz.
- 19 David Schalko: Empathisch sind wir nur auf Facebook**
»Bad Regina« ist das fantastische Psychogramm eines kränkenden Kontinents.
- 25 Hengameh Yaghoobifarah: Schwesternliebe**
Zwei ungleiche Schwestern und ein Verbrechen
- 28 Die Philosophie der Katzen**
Alexander Kluy hat neue und alte Bücher über das feline Wesen in der Literatur gefunden.
- 33 Ottessa Moshfegh: Schrödingers Mord**
Ein düsteres Spiel mit dem Krimigenre und der Kraft des Erzählens
- 38 Wiedergelesen: Vladimir Nabokov**
69 Erzählungen, meisterhaft übersetzt

REZENSIONEN

- 18 Matt Haig, Hannes Stein
24 Fabian Neidhardt, Johann Scheerer, Alem Grabovac
26 Ally Klein, Esther Becker
27 Mieke Medusa, Alena Schröder, Tea Ranno
32 Tove Ditlevsen
34 Martin Mosebach, Jakob Nolte, Norbert Gstrein
36 Alaa Al-Aswani, Natsu Miyashita
37 Mahi Binebine, Cho Nam-Joo
40 *Wiederentdeckt*: Antonio die Benedetto, Sandra Cisneros, Claude Anet

BIBLIOPHILES

- 42 Uta Ruhkamp, Thomas Kling, Heinrich Mann

LYRIK

- 44 Dagmar Nick, Roberta Dapunt, Dorothea Grünzweig

HÖRBUCH

- 45 Bertolt Brecht, Jørn Lier Horst, Rachel Joyce

THEMENTISCH

- 46 Die Düsternis von Paris stillt blutende Wunden**
Eine kurze Reise in die Stadtgeschichte



10



16



28



54



66

KRIMI

48 **Patricia Highsmith: Portrait of a Dark Queen**

Zum 100. Geburtstag der einzigartigen Autorin

- 50 Walter Mosley, Lisa Graf-Riemann, Julia Phillips
- 52 Jürgen Heimbach, Taylor Brown
- 53 Thomas Kiehl, Guillermo del Toro

JUNIOR

54 **Gute Geschichten brauchen Pfeffer**

Andrea Wedan im Interview mit Akram El-Bahay

- 56 Serienstarts 2021
- 58 Drei mal drei | Andrea Wedan

SACHBUCH

- 35 Florian Werner
- 60 Jörg Armbruster, Christopher Clark
- 61 Martin Kuglers Sachbuchregal
- 62 Die Wissenschaftsbücher des Jahres
- 63 Ijeoma Oluo, Emilia Roig
- 64 Grete de Francesco, Urs Brunner / Julia Schrammel, Isabel Allende
- 65 Jochen Hörisch, Axel Hacke

66 **Alles Mutter**

Warum der Mutterbegriff im Wandel ist

BIOGRAFIEN

- 68 Susan Taubes, Friedrich Glauser
- 69 Nick Cave, Nora Eckert

REISE

- 70 Stephan Orth, Björn Bedey
- 71 Will Hunt

BILDBÄNDE

- 72 Bill Watterson, George Bess
- 73 Save the Children

Buchkulturcafé

- 78 Kaukoreit / Atze / Gausterer / Inguglia-Höfle
- 79 Octave Uzanne, Annie Austen

KOLUMNEN

- 15 Schurkenstücke | Martin Thomas Pesl
- 23 Literatur ist ...
- 51 Quick'n'Dirty | Thomas Wörtche
- 75 Thomas Ballhausens Denkblase
- 76 Mirabilia | Susanne Rettenwander
- 82 Schlussstrich | Thomas Feibel

Editorial 03 | Empfehlungen der Redaktion 22 | Literaturrätsel von Alexander Kluy 80 | Impressum 82

Der neue Roman von Hans Pleschinski



280 Seiten | 2 Abbildungen | Gebunden
€ 23,-[D] | € 23,60[A] | ISBN 978-3-406-76631-2

An einem Abend im April 2019 macht sich die Münchner Stadträtin Antonia Silberstein auf den Weg zu einer Ortsbesichtigung der besonderen Art. In ihrer Begleitung: die Schriftstellerin Ortrud Vandervelt und die Bibliothekarin Therese Flößer. Das Ziel des launigen Spaziergangs der drei Frauen: die hinter einer Mauer versteckt liegende, einstige Villa eines großen Vergessenen. Antonia Silberstein hat verwegene Pläne für diese Villa, aber sie braucht den guten Rat eines Experten.

In seinem neuen Roman erzählt Hans Pleschinski kenntnisreich, scharfzüngig und komisch von Leben und Werk Paul Heyses, dem ersten echten deutschen Literaturnobelpreisträger (1830-1914). Mit einem genauen Blick auf die Gegenwart entfacht er in spritzigen Dialogen ein höchst unterhaltsames Feuerwerk.

«Hans Pleschinski macht aus dem Spiel der Möglichkeiten große Literatur.»

titel thesen temperamente



Foto: Sofia Yablonska, Estate Sofia Yablonska

EINLADUNG ZUM REISEN

Fehlt Ihnen das Reisen genauso wie mir? Selbst an das Vergnügen einer Vorplanung ist derzeit nicht zu denken. So lade ich Sie ein, mich auf Reisen zu begleiten, die auch in Zeiten wie diesen machbar sind.



Sofia Yablonska
Der Charme von Marokko
Übers. v. Claudia Dathe
kupido, 136 S.

»Der Zug rollt der Sonne entgegen! Auf den blauen Himmel zu! Nach Süden! Ta-tam, Ta-tam, Ta-tam! Nach Süden!«, ja, das spricht mich schon mal an, so wie in den späten 1920er-Jahren die aus Lemberg stammende Sofia Yablonska ihre Annäherung via Marseille an Marokko beschreibt. 25 Jahre ist sie damals alt, als sie als unverheiratete Frau eigenständig durch ferne Länder reist und sich auch das Geld dafür selbst verdient. Marokko war zu dieser Zeit ein beliebtes Reiseziel, und Yablonska schildert lebendig die damalige Situation. Einmal war sie beim Kaid eingeladen, um seinen Harem zu besuchen; etwas, das europäischen Männern, wie einflussreich sie auch sein mochten, verwehrt blieb. Sehr spannend, ihrem für damalige Zeiten neuen Typus von Reiseerzählung, der sich auf Gefühle und Erlebnisse konzentriert, zu folgen.



Roswitha Riebe-Beicht
Donauwellen.
Kulinarische Reise vom Schwarzwald zum Schwarzen Meer
Arachne, 126 S.

In ganz andere Kulturkreise möchte ich Sie mit dem schmalen Band »Donauwellen« verführen: Der Donauraum vom Schwarzwald bis zum Schwarzen Meer und seine völkerverbindenden Aspekte treten zunehmend stärker in die Öffentlichkeit. Hier geht es um die Küchenkultur: Nach einem kurzen Einblick in die Geschichte des Donauraums begeben wir uns auf die kulinarische Reise durch zehn Länder und ihre regionalen Spezialitäten. Deftig geht es da meist zu, länderübergreifend sind die üppigen Grammelpogatscherl und die süße oder pikante Palatschinke. Regionale Besonderheiten aus einzelnen Landesküchen dagegen sind die ungarische Urform des Gulasch, das »Gulyásleves«, das in Rumänien traditionell in speziellen Tontöpfen zubereitete »Gjuwetsche« oder der »Gaisburger Marsch«, das schwäbische Eintopfgericht zählte zum Lieblingsgericht des ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler. Das älteste bekannte Tortenrezept der Welt stammt übrigens auch aus dem Donauraum: es ist jenes für die Linzer Torte und datiert aus dem Jahre 1653.

Wie verschiedenartig eine Reise mit kulinarischem Blickwinkel sein kann, möchte ich Ihnen nun zeigen: Wir durchstreifen die grüne Insel Irland mit einem Kochprofi und seinem Sohn. Auf sehr authentische Weise, launig und Laune machend spicken die beiden ihr unkonventionelles Buch mit Anekdoten, Kurzgeschichten, leicht verständlichen Rezepten und Fotos. Sie erzählen vom Whiskey genauso wie von einer bedeutenden mittelalterlichen Ruine, vom verborgenen Gartenjuwel wie von der besonderen Rolle der Kartoffel oder einer alten Schmugglerinsel. »It could be worse« lautet eine alte irische Weisheit, es könnte alles noch viel schlimmer sein. Und diese damit verbundene positive Grundstimmung überträgt sich auch im vorliegenden Bild-, Text-, Rezept- und Reiseband. Da komme ich gerne mit!



Kochlöffel & Tintenfass
Ein irisches Dorfleben. Kurzgeschichten und Rezepte von der grünen Insel
Delgany Publishing, 120 S.

Eine ganz andere Form zu reisen und dabei dennoch in seiner Heimatstadt zu bleiben hat der Städteliebhaber Wojciech Czaja während des ersten Lockdowns für sich entdeckt: Er hat sich aus Frust auf seine Vespa gesetzt und Wien neu erkundet. Dabei fand er unzählige Orte, die ihn an ferne Städte erinnerten, an denen es so aussieht wie dort; zumindest fast so aussieht – »Almost« nennt er sein Projekt. Diese fotografierte er und weist auf die Ähnlichkeiten hin, lässt dabei jedoch Assoziationen Raum, seine Bildtexte bleiben rudimentär: »Almost Jesolo. Schwedenplatz, Innere Stadt« oder »Almost Isfahan. Nusswaldgasse, Döbling«. Seine Postings auf Facebook fanden rasch Fans, das Buch folgte vor Kurzem, die Outdoor-Ausstellung im Wien Museum läuft voraussichtlich bis 16. Mai. Die Idee, seine engste Umgebung mit anderen Augen zu betrachten, hat den Zeitgeist getroffen, es war die »lustvolle Suche nach dem Fremden im Bekannten«, erzählt Czaja. So einfach kann es also sein, auch unter restriktiven Bedingungen eine Weltreise anzutreten. ■



Wojciech Czaja
Almost. 100 Städte in Wien
Edition Korrespondenzen, 232 S.

GROSSES KINO

Vor 50 Jahren wurde der Filmverlag der Autoren gegründet.

Der Neue Deutsche Film: internationale Beachtung, prestigeträchtige Auszeichnungen, eine faszinierende Zeit deutscher Filmgeschichte mit großen Namen wie Wim Wenders, Rainer Werner Fassbinder oder Werner Herzog. Es war ein Auflehnen gegen die etablierte, stockkonservative deutsche Filmindustrie nach dem Krieg, die »Jungfilmer« wollten sich auch wirtschaftlich vom »Schnulzenkartell« freispielen. Vor 50 Jahren, im April 1971, gründeten in Folge dieser Entwicklung 13 Filmemacher den Filmverlag der Autoren. Die Produzenten werden zu den Eigentümern und halten den gesamten Vertriebsweg in ihrer Hand. Vorbild war der kurz davor gegründete Verlag der Autoren, der von ehemaligen Suhrkamp-Lektoren gemeinsam mit Autoren initiiert wurde und bis heute existiert. Anders lief es beim Filmverlag, Schulden und Streitereien führten schon nach wenigen Jahren zum Einstieg des Finanziers Rudolf Augstein (»Der Spiegel«). Doch der Einzug des Kapitalismus brachte die Entfremdung der Autoren mit sich, auch Augstein strich letztendlich die Segel. Geblieben sind jedenfalls der Aufbruch, die Innovationskraft der neuen Generation von Filmemachern samt Regieauftritten von Peter Handke oder Luc Bondy und jede Menge beachtenswerter Filme. Zum 50. Jubiläum hat der Verlag Zweitausendeins ein Juwel ausgehoben, das bereits 2009 beim legendären Label Arthaus erschienen ist, damals den engeren Kreis der Cineasten aber wohl kaum verlassen hat: eine Edition mit 50 Filmen (darunter 22 DVD-Weltpremierer, die für die Veröffentlichung meist neu abgetastet wurden) inklusive dem Dokumentarfilm »Gegenstück – Aufbruch der Filmemacher« (die Premiere fand am 11. Februar 2008 im Berliner Zoo-Palast statt) und einem 160-seitigen Begleitband zur Werdung und Produktion vom »Filmverlag der Autoren«, so lautet auch der Name der Publikation. Hübsch in den Leinenschuber gesteckt erhält man dieses Schmankerl nun um knapp 250 Euro. Filmfans sollten rasch zuschlagen, mir wurde gesagt, dass gerade noch 200 Stück verfügbar sind. ■



Filmverlag der Autoren
Limitierte Sonderausgabe,
Vorwort Wim Wenders,
Zweitausendeins



»Schlafen kann ich, wenn ich tot bin.« Rainer Werner Fassbinder bei den Dreharbeiten zum Film »Händler der vier Jahreszeiten« (1971)

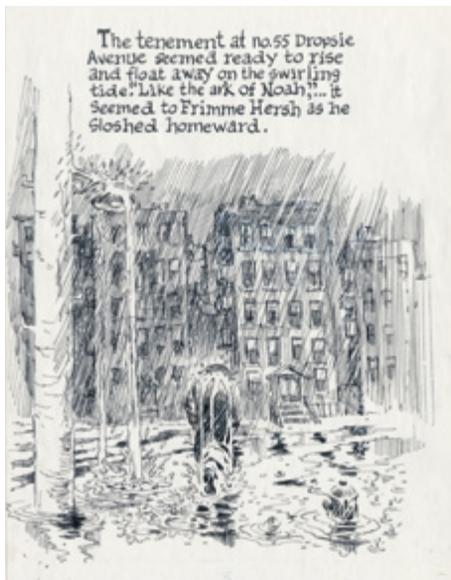


Volker Schlöndorffs »Die Blechtrommel« erhält die Goldene Palme in Cannes und 1980 auch den Oscar als bester fremdsprachiger Film.



Über 300 Filme hat der Filmverlag der Autoren veröffentlicht. Einer der berühmtesten ist Werner Herzogs »Fitzcarraldo« mit Klaus Kinsky (1981).

Bilder: Studiocanal



In »A Contract with God« verzichtete Eisner 1978 völlig auf die Superheldenkomponente und erzählte eine abgeschlossene Geschichte. Er verhalf dem Genre der Graphic Novel zum Durchbruch.



Will Eisner war Autor, Zeichner und Redakteur in Personalunion. Seine Art, mit Erzählformen zu experimentieren, hat die Grenzen des Mediums Comics gesprengt.

PATE DER GRAPHIC NOVEL

Will Eisner verlieh dem Comic Würde und Intellekt.

Einer der revolutionärsten Comics aller Zeiten erschien im Oktober 1978: eine abgeschlossene Geschichte, die ein ernsthaftes Thema behandelte, nämlich die der jüdischen Einwanderer von New York, ihrem Leben in der Bronx. Einem Leben, in dem auch der Autor dieser Geschichte in den 1930er-Jahren aufwuchs. Unüblich war dazu, dass diese Publikation, im Gegensatz zu den damals üblichen Comiceften, einen festen Einband hatte und über den Buchhandel vertrieben wurde, um den literarischen Anspruch auch so zu untermauern. Bis dahin hatten Comics keinen Platz im Buchhandel, vom Feuilleton wurden sie nicht wahrgenommen.

Der Verfasser, Will Eisner, bezeichnet sein Buch mit dem Titel »Ein Vertrag mit Gott« auf dem Cover und im Vorwort als Graphic Novel. Damit wurde er von vielen zum Erfinder, zum Vater dieses Genres erkoren. »Das ist gut gemeint, aber irreführend in der Begrifflichkeit«, meint der Herausgeber seiner soeben erschienenen Monografie, Alexander Braun. Man kann etwas Hybrides wie die Graphic Novel nicht »erfinden«. So etwas entwickelt sich sukzessiv und findet dann – gespeist aus vielen Quellen – irgendwann zu einer schlüssigen Form. Eisner sei für ihn vielmehr so etwas wie der »Godfather«, also der Pate.



Alexander Braun (Hg.)
Will Eisner
– Graphic Novel Godfather
avant-verlag,
384 S.

Eisners jüdischer Vater stammte aus Wien, gemeinsam mit der rumänischen Mutter wanderten sie in den Wirren des Ersten Weltkriegs nach New York aus. Dort erblickte Will 1917 das Licht der Welt, bereits mit 23 Jahren bekam er die Gelegenheit, eine Comicbeilage für Zeitungen zu produzieren, und revolutionierte mit »The Spirit« das Comic-Genre. Fast 20 Jahre lang schien Eisner danach aus der Szene verschwunden, er produzierte Betriebsanleitungen mit Zeichnungen, unter anderem Comics, die Soldaten den richtigen Umgang mit Waffen und Fahrzeugen erklärten. Seine dritte Schaffenszeit widmete er der Graphic Novel, definierte die Sprache neu, brachte innovative grafische Stilelemente ein, sein Spiel mit Licht und Schatten wurde zum Markenzeichen. Doch der Kern bestand für ihn darin, dass das Schreiben im Mittelpunkt stand. Die Zeichnungen, die ihm so mühelos gelangen, dienten stets der Geschichte.

Knapp 20 Graphic Novels legte Eisner vor, im letzten Band des 2005 verstorbenen Erzählers und Zeichners, erfolgreichen Geschäftsmanns und Pädagogen deckt er die Fälschungen rund um die sogenannten Protokolle der Weisen von Zion auf (»Das Komplott«). »Eisner hatte dem Comic zu einer Zeit Würde und Intellekt verliehen, als niemand glaubte, dass der Comic solche Privilegien besitzen sollte. Und er hat dem Comic dreißig Jahre später (...) in Form der Graphic Novel zum literarischen Durchbruch verholfen«, so Alexander Braun, der von den Erben bei der Erstellung dieser ersten gültigen Monografie in deutscher Sprache nicht reglementiert wurde; er hat sie hochqualifiziert und würdig zusammengestellt. ■

Fotos: Will Eisner im Tudor-City-Studio, New York City 1941, Will Eisner Studios, Inc.

FRÜHJAHRESNOVITÄTEN
KUNSTANSTIFTER
Verlag für Illustration



Paulette und Minosch
978-3-942795-90-6
20 €



Louisa und die Schattenmonster
978-3-948743-01-7
20 €



Grünkäppchen und der böse Eisbär
978-3-948743-10-9
20 €



Rolf, der Bücherheld
978-3-942795-97-5
20 €



Der Wal im Garten
978-3-948743-00-0
22 €

www.kunstanstifter.de

MATRIARCHINNEN

Bilder von der ältesten Gesellschaftsform der Welt

Über heutige matriachale Gesellschaften ist in der breiten Öffentlichkeit ziemlich wenig bekannt, auch Medien berichten selten darüber. Die Fotografin Maria Haas, die sich schon lange mit frauenbezogenen Themen beschäftigt, stieß bei ihren Recherchen auf ein paar wenige noch bestehende Matriarchate und war sofort fasziniert. Sie brach auf, um die drei größten Gesellschaften dieser Art auf der Welt kennenzulernen, zu erkunden und zu dokumentieren: Die Mosuo im Südwesten Chinas leben seit Jahrhunderten matriarchal organisiert, heute zählen sie rund 40.000 Menschen. Sie leben eine »Besuchs-« oder »Wanderehe«, bei der das Paar die Nacht gemeinsam bei der Frau verbringt. Im Morgengrauen kehrt der Mann zu seiner Familie zurück, nimmt dort wieder als Bruder, Onkel oder Sohn seine Rolle ein. 1,4 Millionen Menschen zählen die Khasi, Garo und Jaintia in Indien. Die Briten hatten hier den christlichen Glauben im 19. Jahrhundert verbreitet, noch heute bekennen sich rund 75 Prozent der Bevölkerung dazu. Daneben hat sich jedoch auch die alte Tradition erhalten, die Welt von rituellen Tänzen und Musik, von alten Trachten und Schamanen und von den jüngsten Töchtern, die einmal alles erben. Im indonesischen Westsumatra lebt die größte matriachale Gesellschaft der Welt, die Minangkabau. Für das drei Millionen Menschen umfassende Volk bildet das Haus sowohl das familiäre als auch das wirtschaftliche Zentrum. Hier leben die Frauen mit ihren Männern, hier halten sie Zeremonien und Stammtreffen ab. Die Arbeiten im Haus erledigen die Minangkabau gemeinsam, und was der Mann verdient, das gibt er seiner Frau. Denn sie verwaltet den Besitz, der einmal an ihre Töchter oder Nichten übergehen wird.

Maria Haas lernte bei diesen Reisen starke weibliche Persönlichkeiten kennen, spürte ihre Naturverbundenheit, ihren achtvollen Umgang miteinander, ihren Respekt vor den Ahnen. »Ich traf Frauen, die die Verantwortung nicht nur für sich, sondern für ihren ganzen Clan tragen, die Haus und Hof verwalten, bei denen nicht das persönliche Eigentum, sondern die gerechte Aufteilung untereinander zählt. Und ich spürte ihre gelebte Spiritualität, ihre Zufriedenheit und ihre Gastfreundschaft«, erzählt sie. Tiefen Eindruck hinterließen bei ihr aber auch deren Anmut, Würde, Ruhe und Weisheit. Diese spezielle Ausstrahlung hat sie in ihren Bildern eingefangen. Ausdrucksstark, selbstbewusst, farbenfroh, kraftvoll, intensiv. Durch sie lernen wir aber auch drei Regionen und Kulturkreise kennen, von denen wir ohne ihr Buch wohl kaum gehört hätten. Und sie erinnert uns an eine Gesellschaftsform, die sich offenbar noch in Balance befindet. ■



Maria Haas
Matriarchinnen
Kerber, 164 S.



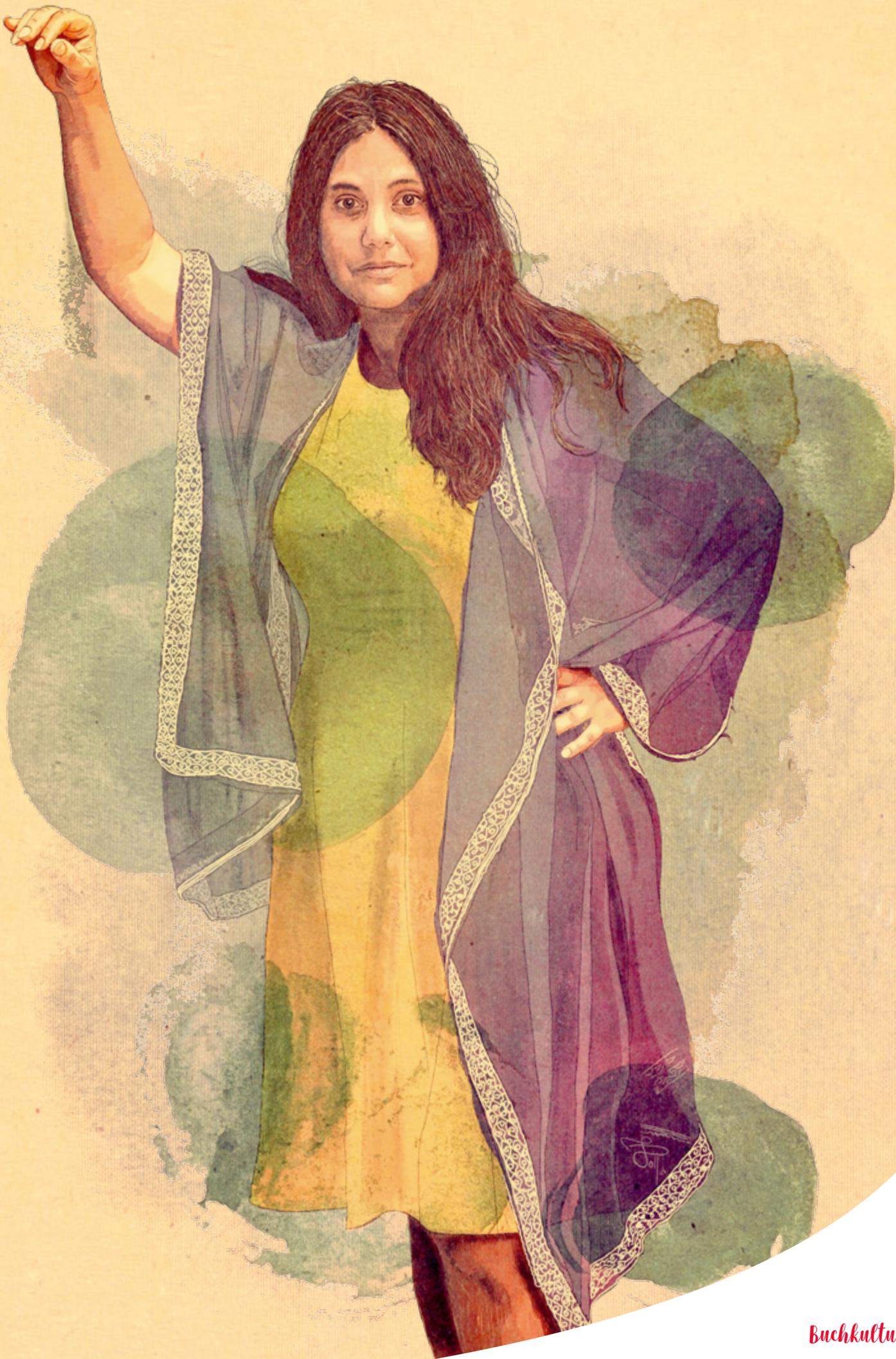
Die Fotografin Maria Haas nimmt uns mit zu Kulturen, in denen Frauen eine besondere Stellung haben.



»Falls es zu einer Trennung kommt, haben wir weiterhin das Haus und den Besitz, um die Kinder zu schützen.«

»In unserer Kultur geht es nicht um Macht. Den Frauen gehören die Häuser und das Land. Beides wird in weiblicher Linie vererbt.«





DIE VERHANDLUNG DER IDENTITÄT

Zwischen Privilegien, kultureller Aneignung und Identitätspolitik: Mit viel Selbstironie schreibt Mithu Sanyal darüber, was passiert, wenn eine Weiße sich als Person of Colour ausgibt.

— VON SOPHIE WEIGAND

Wenn es in den politischen Debatten der letzten Jahre ein besonders umkämpftes Streitthema gegeben hat, dann war es die sogenannte »Identitätspolitik«. Von strammen Konservativen und Neuer Rechter als betroffenenpolitischen Klein-Klein verunglimpft und für die gesellschaftliche Spaltung verantwortlich gemacht, hat die »Identitätspolitik« maßgeblichen Anteil an der heutigen Sichtbarkeit marginalisierter Gruppen. Ihre Diskriminierungserfahrungen, ihre mangelnde gesellschaftliche Teilhabe und ihr Recht auf Mitgestaltung und Gleichberechtigung sind wohl selten so offen und selbstbewusst diskutiert worden wie in den letzten Jahren – zum Glück! Themen wie Diversität, Queerness, Rassismus, Sexismus und auch Klassismus sind kein kurzlebiger Trend akademischer Eliten, sondern gesellschaftliche Realität, die diskutiert, verhandelt und verändert werden muss. Im Idealfall von allen gemeinsam, weil alle ein gemeinsames Interesse daran haben.

Nichtsdestotrotz laufen identitätspolitische Debatten, insbesondere online, immer wieder Gefahr, vor dem Hintergrund von Betroffenheit und Aktivismus Ausschlussprinzipien zu reproduzieren und Perspektiven zu verabsolutieren; etwa, wenn manchen Menschen abgesprochen wird, gewinnbringend an einer Debatte teilzunehmen, weil sie nicht die notwendigen Voraussetzungen erfüllen. Wenn Differenzen nicht mehr als bereichernd empfunden, sondern als bedrohlich bekämpft werden, selbst wenn die Diffe-

renzen marginaler Natur sind, entsteht schnell eine Schwarz-Weiß-Polarität, die oft nicht den Tatsachen entspricht. Und natürlich unterliegen auch die gerechtesten Wortgefechte den Funktionsprinzipien sozialer Medien, immer schon. Was Likes generiert und die eigene Marke stärkt, ist nicht immer auch die differenzierteste Betrachtung. Mithu Sanyal legt als Autorin und Kulturwissenschaftlerin in ihrem Debütroman nun den Finger in die Wunden gegenwärtiger Diskurse. »Identitti« ist ungeheuer klug, reflektiert, witzig, ganz und gar uneindeutig, das richtige Buch zur richtigen Zeit – aber der Reihe nach.

Im Mittelpunkt steht Nivedita, eine junge Studentin der Postcolonial Studies in Düsseldorf, Sanyals Geburtsstadt. Dankenswerterweise dürfen Romane über Selbstfindung und zeitkritische Debatten auch mal nicht in Berlin spielen. Sie bloggt unter dem Alias »Identitti« über Feminismus, Sex, Rassismus und Postkolonialismus, oft in Form von Dialogen mit der indischen Göttin Kali, an deren Hüfte Männerarme baumeln. Für Leser/innen, die bereits Sanyals 2009 erschienene Kulturgeschichte der Vulva gelesen haben, ist es ein Wiedersehen; Kali, indische Göttin der Zerstörung und Erneuerung, gilt als Inbegriff feministischer Selbstbestimmung und -ermächtigung. Es ist nur folgerichtig, dass sie hier als Niveditas göttlicher Sidekick eine wichtige Rolle einnimmt. Nivedita ist die Tochter einer Deutschen und eines Inders, sie ist »mixed race« und als solche oft weder da noch dort ►

zugehörig. Deutsche erwarten von ihr stereotypes Indischsein, die indische Community liest sie vor allem als »coconut«. Sie sei zwar außen braun, aber der Kern ihres Wesens sei weiß. Obwohl sie versucht, sich trotz ihrer Uneindeutigkeit zu verorten und etwa ihre Cousine Priti zum Vorbild zu nehmen, bleiben Fragen und Ambivalenzen in ihr zurück. Im Roman heißt es: »Für immer auf der Suche nach Aufnahme in beiden Camps: weiß und schwarz, weiß und braun, nur um dann in alle Richtungen nicht gut genug zu sein, zu wenig beheimatet, zu wenig diskriminiert.«

In diese Unsicherheit stößt Niveditas unkonventionelle Professorin Saraswati wie eine Naturgewalt. Saraswati ist ein Shootingstar, berüchtigt für ihre messerscharfen Analysen und pointierten Debatten, eine Frau, so präsent und überbordend, dass sie keinen Nachnamen braucht. Sanyal wählt Saraswatis Namen indes geschickt, fast prophetisch für den Verlauf der Geschichte: Saraswati ist nicht nur die indische Göttin der Weisheit und Gelehrsamkeit, er bedeutet auch »die Fließende«. Für Nivedita ist ihre Professorin ein Fixstern, der sie mit ihrer eigenen Identität und dem, was sie bedeuten könnte, vertrauter macht. Saraswatis Bestseller ›Decolonize your soul‹ ist Niveditas Bibel. Bis das Unerhörte bekannt wird: Saraswati, die eigentlich Vera Thielmann heißt, ist weiß! Die studentische und intellektuelle Community ist wie paralysiert, bevor sich schließlich der unvermeidliche Shitstorm in Feuilleton und Internet Bahn bricht. Wie konnte sie nur? Begriffe wie ›cultural appropriation‹ fallen, es geht um Rassismus, Betrug und Vertrauensverlust. Mithu Sanyal lehnt Saraswati unverkennbar an den Fall Rachel Dolezal an, der 2015 hohe Wellen schlug. Dolezal war Präsidentin eines lokalen Zweigs der NAACP (National Association for the Advancement of Colored People) und hatte immer von sich behauptet, schwarz zu sein. Stattdessen war sie ein weißes, blondes Mädchen aus einer christlich-fundamentalistischen Familie; allerdings mit schwarzen Adoptivgeschwistern.

Mithu Sanyal konzipiert ihren Roman so gegenwärtig und lebendig, dass man als Leser/in mittendrin vergessen kann, dass er nicht die Aufarbeitung eines realen Falls dokumentiert. Das gelingt auch deshalb so ausnehmend gut, weil er die Twitter-Debatten, die auf Saraswatis »Enttarnung« folgen, eins zu eins abbildet. Die Teilnehmer/innen dieser Debatten sind reale Personen, die auch in der außerliterarischen Wirklichkeit darüber sprechen würden: Sibel Schick, Hilal Sezgin, Meredith Haaf, Berit Glanz oder René Aguigah, um nur einige zu nennen. Alle genannten Personen haben, so klärt das Nachwort auf, ihre Tweets für den Roman selbst verfasst oder sich in vergangenen Debatten (etwa um Dolezal) bereits so positioniert, dass die Beiträge hier (teils gekürzt) übernommen werden konnten. »Identitti« schafft damit eine Schnittstelle, in der

**»Identitti«
schafft eine
Schnittstelle, in
der reale und fiktive
Debatten einander
durchdringen und
eng miteinander
verflochten
sind.**

reale und fiktive Debatten einander durchdringen und eng miteinander verflochten sind. Der Roman ist nicht bloßes Gedankenspiel und kein blutleerer Versuchsaufbau, vielmehr bündelt er Positionen, Gedanken und Ideen, die seit Jahren immer wieder verhandelt werden.

Nun hätte Sanyal es sich leicht machen und Saraswati als rassistische Rollenspielerin brandmarken können, die sich das Leid von People of Colour rücksichtslos aneignet, um daraus akademischen Profit zu schlagen. Doch der

Roman verfällt nicht in simple Dichotomien von

Gut und Böse, er lässt Ambivalenzen zu, in seiner gefallenen Figur »Saraswati« wie

auch in ihren Gegner/innen, die im Namen der richtigen Sache streitbare

Dinge tun. Während online sehr schnell klar wird, dass Saraswatis

Täuschung unverzeihlich ist, entscheidet Nivedita, ihre Professorin

persönlich nach den Gründen für diese Entscheidung zu befragen – und damit auch Brüche in

ihrem eigenen Freundeskreis zu riskieren. Sie fühlt sich tief verletzt und verraten von ihrem Idol,

weigert sich aber, Saraswati endgültig vom Thron zu stoßen. In Saraswatis

Wohnung folgen nun Tage und Wochen des Ringens und Hinterfragens. Was

hat sie zu dieser Entscheidung bewogen? Was hat ihr Bruder Raji damit zu tun? Verlieren Saraswatis

Beitrag und Lehre ihren Wert, weil die Vorzeichen, unter denen sie lehrte, sich verändert haben? Wenn Gender ein Konstrukt ist, könnte nicht auch Race eines sein? Wie eindeutig ist Identität und wer entscheidet darüber? Auch in den Diskussionen um Rachel Dolezal fiel des Öfteren der Begriff ›transracial‹ als Bezeichnung für Menschen, die sich mit der ihnen qua Geburt zugewiesenen Ethnizität (hier verwendet, um nicht den inkorrekten, biologistischen Begriff der »Rasse« zu gebrauchen) nicht identifizieren. Es gibt gute Gründe, diese Interpretation des Begriffs in Anlehnung an ›transgender‹ zu kritisieren, vor allem, weil er bereits in einem anderen Kontext gebraucht wird. Als ›transracial‹ werden zum Beispiel Kinder bezeichnet, die mit zwei unterschiedlichen Kulturen aufwachsen, etwa weil sie adoptiert wurden und ihr Herkunftsland verlassen mussten. Saraswatis Bruder Raji verkörpert diese Biografie und fungiert als wichtiger Gegenpol in der Diskussion.

Was in der Schilderung nach trockener Theorie klingt, gerät in Sanyals Roman erfrischend selbstironisch. Zu keinem Zeitpunkt ergeht sich der Text in verkrampften

Abhandlungen, sondern er entwickelt in lebhaften Dialogen seine Standpunkte und wirft Fragen auf. Das erlaubt Leser/innen, Gedankengänge nachzuverfolgen und selbst abzuwägen, statt vor vollendete Tatsachen gestellt zu werden. Diese Art der Konstruktion dürfte auch denen Einstieg ermöglichen, die sonst nicht knietief in den Debatten um Identität und Diskriminierung stecken. Auch wenn es auf Twitter manchmal den Anschein erweckt, als wäre längst gesellschaftlich klar, wovon die Rede ist,



Mithu Sanyal, 1971 in Düsseldorf geboren, ist Kulturwissenschaftlerin, Autorin, Journalistin und Kritikerin. Ihr Sachbuch »Vulva. Das unsichtbare Geschlecht« (Wagenbach) bewegte einiges im feministischen Diskurs, ebenso wie ihr 2016 veröffentlichtes Buch »Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens« (Edition Nautilus). 2021 erscheint nun im Hanser Verlag ihr erster Roman »Identitti«.

Unser Interview mit Mithu Sanyal finden Sie auf: www.buchkultur.net

BUCHKULTUR IN DER SCHULE beschäftigt sich diesmal mit dem Roman von Mithu Sanyal. Für die Zusendung der Unterrichtsmaterialien einfach unter buchkultur.net/schule registrieren.



Mithu Sanyal
Identitti
Hanser, 432 S.
Ersch. am 15.02.21



Mithu M. Sanyal
Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens
Nautilus, 256 S.



Mithu M. Sanyal
Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts
Wagenbach, 240 S.

wenn über BIPoC, Intersektionalität und Mehrfachdiskriminierung gesprochen wird: Viele scheitern schon am Vokabular, wenn sie sich nicht in den akademischen Bubbles bewegen, die diesen Diskurs prägen.

In ihrem Blog schreibt Nivedita: »Denkt noch irgendjemand originäre Gedanken? Oder zitieren wir uns nur alle gegenseitig in einem Spiegelkabinett von Identitäten, aus dem es kein Entrinnen gibt?« Der Roman stellt sich in seiner Machart entschieden gegen zirkuläre Selbstzitate, in denen Zuschreibungen immer öfter essenziellistisch die eigene Identität bestimmen. Er thematisiert damit auch den inhärenten Widerspruch, sich einerseits von Fremdzuschreibungen wie »schwarz«, »behindert« oder »diskriminiert« langfristig lösen zu wollen, sie andererseits aber als identitätsstiftende Merkmale der eigenen Position erneut festzuschreiben. »Diskriminierung«, sagt Saraswati, »ist keine begrenzte Ressource auf dieser Welt.«

Folglich ergibt es im Kampf gegen Diskriminierung wenig Sinn, Diskriminierungen scharf voneinander abzugrenzen und neue Schlachtfelder um die Frage zu eröffnen, wessen Diskriminierung wie viel wiegt und wen unter welchen Umständen zum Sprechen ermächtigt. So thematisiert der Roman auch die mitunter verengte Perspektive, die rassistische Diskriminierung vor allem in der Verbindung mit People of Colour verortet. Saraswati schlägt Nivedita vor, sich doch nicht nur intensiv mit ihrer indischen Herkunft zu befassen, sondern auch mit den polnischen Anteilen der Familie – eine Kombination, die Protagonistin und Autorin teilen.

Nichtsdestotrotz muss Saraswati berechnete Kritik über sich ergehen lassen. Kritik an ihrem Privileg, sich zwar die Vorteile einer schwarzen Sprecher/innenposition mühelos aneignen zu können (im Roman: »Nicht-Weißsein als kulturelles Kapital«), die Nachteile dafür jedoch nicht

in Kauf nehmen zu müssen. Saraswatis Geschichte kann nicht geprägt sein von rassistischer Diskriminierung. Sie ist in der Theorie belesen, wird aber nicht nachempfinden können, was People of Colour täglich erleben und womit sie seit ihrer Kindheit kämpfen. Sie mag sich als schwarz empfinden und ihr Passing (also: von anderen als PoC gelesen zu werden) erfolgreich sein, in die entgegengesetzte Richtung funktioniert das Konzept einer fluiden Ethnizität nicht. Zu Recht sagen People of Colour, dass sie sich nicht problemlos als Weiße ausgeben und leben könnten, selbst wenn sie es wollten. Wenn die Idee »transracial« nicht gleichberechtigt funktioniert, ist sie für den Diskurs nicht fruchtbar, sondern Ausdruck eines Privilegs. Nirgendwo tappt der Roman in die Falle der Relativierung, die am Ende zu dem Schluss verleiten könnte, dass wir doch sowieso alle im gleichen Boot säßen. Ganz sicher tun wir das nicht, und es bleibt wichtig, wachsam und offen für Schilderungen anderer Lebenswirklichkeiten zu sein. Nur dann, wenn wir Diskriminierung konkret benennen und ein Bewusstsein dafür schaffen, dass wir nicht alle gleichermaßen betroffen sind, können wir machterhaltende Strukturen erkennen.

Mithu Sanyal gelingt allerdings das Kunststück, ähnlich wie bereits im 2016 erschienenen Sachbuch »Vergewaltigung«, differenziert zu betrachten, ohne dabei zu verwässern. Wer in ihren Büchern einfache Antworten sucht, wird nicht bedient. Sanyal durchdringt die Komplexität der von ihr behandelten Themen und sie wird ihnen gerecht. Ganz gleich, ob es dabei um die Kulturgeschichte des weiblichen Geschlechtsorgans, um Vergewaltigung und ihre Narrative oder um Identität geht: Sie weiß, wie sie nicht nur die Positionen selbst, sondern auch zwischen ihnen vermitteln kann. Das ist ein großes Glück in Zeiten aufgeheizter, empörungsgetriebener Debatten, die oft vereinfachen und vereindeutigen, was nicht eindeutig ist. Über »Identitti« wird hoffentlich viel gesprochen werden, es ist fantastisch gelungen! ■

EIN VERMISSTENFALL IM FINANZMINISTERIUM:

DIE WIENER SONDER- EINHEIT ERMITTELT.

Ein fesselnder und scharfsinniger Kriminalroman
über ein internationales Verbrechernetzwerk.

BERNHARD KREUTNER
DER MALIK

Nach *Der Preis des Lebens* der zweite Teil
rund um die charmanten Wiener Kommissare
Michael Lenhart und Sabine Preiss.

NIIB
NIVIN
NTO



SCHURKENSTÜCKE

VON MARTIN THOMAS PESL

In meinem 2016 erschienenen »Buch der Schurken« versammelte ich 100 der genialsten Bösewichte der Weltliteratur in einem Minilexikon. Einige blieben dabei auf der Strecke. Schändlicherweise. Hier begleiche ich nach und nach die schurkische Schuld.



CHALID AL-SIBAICHAN

Das Mekka fiktionalen Schurkentums: Wir imaginieren es irgendwo in den USA – die Wall Street vielleicht oder eine Horrorinsel vor Floridas Küste, auf der atomkraftfinanzierte Wissenschaftler mit Holzbeinen infernalisch lachend ihren hippokratischen Eid verbrennen. Vielleicht denken wir es uns auch in ein Dreißigerjahre-Berlin, wo Nazis mit Augenklappen aufmarschieren. Wo die Wenigsten das Mekka des Schurkentums orten, ist Mekka. Wohl, weil wir westlich denken und lesen, vielleicht aber auch, weil dort auch unbepilgert schon gar viele fiese Männer ihr Unwesen treiben. Das verrät die hier gebürtige Autorin Raja Alem in ihrem preisgekrönten Roman »Das Halsband der Tauben«.

Eine Handvoll sammelt sich in der selbst ernannten Vielkopfgasse – in der Tat, sie spricht, ist über weite Strecken gar Erzählerin der Geschichte, verweigert aber aus schelmischer Lust entscheidende Informationen, etwa wer die Frauenleiche ist, deren Mord es zu klären gilt. Der Inspektor geilt sich an den Liebesbriefen einer der beiden Opferkandidatinnen auf, wenn er seine Verdächtigen nicht mit Klimaanlagegebläse quält; der frömmelnde Scheich sperrt seine Tochter ein, nimmt selbst aber ein wehrloses Wesen zur Frau; und der krebserkrankte Ex-Pilot lebt seine Actionfilmfantasien als rasender Taxifahrer aus, indem er Fahrgäste bewusst ans falsche Ende der Stadt bringt, um ihnen Angst zu machen.



Raja Alem
Das Halsband
der Tauben
Übers. v. Hart-
mut Fähndrich
Unionsverlag,
592 S.

Doch erst im zweiten Teil, nachdem sich die Geschichte zu einer Da-Vinci-Code-esk epochalen Suche nach einem bedeutsamen Schlüssel aus längst vergangenen Zeiten ausgeweitet hat, schiebt sich ohne großen Auftritt ihr allumfassender Elementarbösewicht ins Bild: der, der gewissermaßen an allem schuld ist. Scheich Chalid al-Sibaichan, Geschäftsmann und Kumpan der Immobilienhaie, ist das Gesicht der neuen Zeit. Die charmanten Gassen, ja sogar die Kaaba von Mekka wird er durch Luxushotels und moderne Einkaufszentren ersetzen. Seine Geliebte – vielleicht eine der beiden verschwundenen Frauen, vielleicht auch nicht – hält er an der kurzen Leine, es sei denn, sie wird geschickt, um seinen sadistischen Geschäftspartner zu amüsieren.

Dem Scheich fehlt jenes psychologische Aber, das bei den machistischen Kleingaunern und Jammerlappen der Vielgutgasse Verständnis oder Mitgefühl erwecken könnte. Auch er beteiligt sich gierig an der mystischen Jagd in die komplexe, religionenübergreifende Historie Arabiens, nur geht es ihm schlicht und ergreifend um den Besitz, den Profit, das Geld. Die anderen korrumpierend lässt er sich nicht lumpen: Es sind der Nullen auf seinen Schecks so viele, dass ganz Mekka das Meckern vergeht. Und so bleibt das geschichtsvergessene Trampeltier am Ende siegreich – wie überall auf der Welt. ■

emons: Die schaurige Welt des Verbrechens



978-3-7408-0931-7 · 13,40€



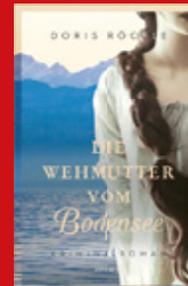
978-3-7408-0933-1 · 12,40€



978-3-7408-1142-6 · 13,40€ · ET 25,02.



978-3-7408-1137-2 · 13,40€ · ET 25,02.



978-3-7408-1146-4 · 13,40€ · ET 25,02.

www.emons-verlag.de   

Raphaela Edelbauer

»HIRN IN DIE CLOUD, JETZT!«

Nach dem sagenhaften Erfolg von »Das flüssige Land« widmet sich Raphaela Edelbauer in »Dave« der Künstlichen Intelligenz.

VON BARBARA KADLETZ

Wir schreiben den 4. November 2019, abends. Ein Großteil des heimischen Literaturbetriebs hat sich im Kasino am Schwarzenbergplatz zur Verleihung des österreichischen Buchpreises versammelt. Der Literaturbetrieb, das weiß man, der ist durstig, doch die Bar des Kasinos ist verwaist. Kein Kellner weit und breit. Die guten Getränke dagegen alle in Sichtweite! Aber keiner da, um sie zu servieren. Unwilliges Murren ist zu hören.

Was macht Raphaela Edelbauer, während sich alle anderen in ihr Schicksal fügen? Sie fackelt nicht lange, entert die Bar und beginnt kurzerhand Getränke auszuschenken. Einfach so, anstatt sich als eine der drei Nominierten für den Debütpreis abfeiern zu lassen.

Man muss sich Raphaela Edelbauer wohl als einen entschlossenen Menschen vorstellen – entschlossen, selbstsicher und pragmatisch. Ob hier hinter der Bar kurz vor der Preisverleihung, auf der Schlachtbank vor der Bachmannpreis-Jury oder bei Lesungen vor ihrem Publikum.

Überhaupt, Lesungen. Die haben bei Edelbauer ja einen leichten Hauch von Anarchie. Nix da Wasserglas und sonstige Gepflogenheiten. Während ihres Vortrages werden schon

einmal Gewichte gehoben und auf Schautafeln ganze Ortschaften skizziert. Gepflegte Langeweile und Routine scheinen nicht so die Sache der 1990 in Wien geborenen Autorin zu sein.

Fräuleinwunder, das ist sie übrigens auch keines, das hat sie spätestens in ihrem Text für die Anthologie »Und wie wir hassen« klargestellt. Nein, diese Literaturbetriebsfantasie, die fräst sie sich in ihrem Schriftstellerinnenleben bestimmt nicht mehr aus den Rippen. Muss sie auch gar nicht, sie schafft es dennoch zu reüssieren. Denn mit ihren dreißig Jahren ist sie schon ziemlich weit oben im Literaturolymp angekommen, und das ganz ohne »sensible Stirnfransen und bachmanneske Zigarettenwölklein«, oder was für eine junge Frau laut Feuilleton sonst noch so nötig ist für einen Platz an der Sonne. Edelbauers Erfolg könnte – shocking! – tatsächlich an der Qualität ihrer Texte liegen, und an der Unermüdlichkeit, mit der sie seit Jahren unverdrossen ihr Ding durchzieht. Konsequenter und zielstrebig, unbeeindruckt von jeglichen literarischen Hypes ist sie dabei, ihr ganz eigenständiges Werk zu schaffen. Edelbauers Bücher haben ihren eigenen Sound und ihre eigenen Gesetzmäßigkeiten. Sie schreibt über das, was sie gerade umtreibt, ohne sich in ihrer Themenwahl dem vielzitierten »frischen Wind« oder

Foto: Victoria Herbig

einer Rolle als Vertreterin »ihrer« Generation verpflichtet zu fühlen. Sie ist ihre eigene Stimme, ganz ohne Schublade, ausgestattet mit einem enormen Hintergrundwissen, einer Vorliebe für antiquierte Wörter, gewitzte Formulierungen und der Lust, smarte Geschichten zu erzählen.

Im neuen Buch geht es um Künstliche Intelligenz. Reichlich spät, damit erst 2021 daherzukommen, wird manch einer vielleicht sagen, wo doch mittlerweile sogar schon x-beliebige Mainstream-Kinderfilme davon handeln, wie übertrainierte KIs allerlei Weltherrschaften übernehmen. Blickt man allerdings auf die Art von Literatur, die von der Kritik nicht sofort naserümpfend als Junk disqualifiziert wird, muss man feststellen, dass es bis auf einige Genreklassiker wenig Vergleichbares wie »Dave« gibt, vor allem nicht von einer jungen Autorin aus Österreich.

Edelbauers KI-Roman beginnt gleich mit jeder Menge Action. Auf den ersten paar Seiten schmilzt der verbleibenden menschlichen Zivilisation beinahe ihre gesamte Behausung, das sogenannte »Labor« inklusive ihres Supercomputers »Dave«, durch einen Unfall weg. Held Syz kann sich gerade noch in Sicherheit bringen, aber sein Glaube an die Schaffung einer generellen künstlichen Superintelligenz zur Errettung aller wird zunehmend erschüttert.

Was folgt, ist nur auf den ersten Blick ein klassisches Science-Fiction-Abenteuer. Denn es wäre nicht Raphaela Edelbauer, würde sich ihr Roman nicht alsbald als fordernder und anspielungsreicher Genremix herausstellen. Technologieunbedarften und in Programmiergeschichte unversierten Leser/innen sei angeraten, bei ihrer Lektüre ein internetfähiges Endgerät in Griffweite zu haben, wenn sie auch den versteckten Fährten und listigen Details des Romans folgen möchten.

Manch eine Schlaumeierei mag dabei gelegentlich über das Ziel hinausschießen und sich vielleicht gar als ein wenig Eitelkeit entpuppen. Auch macht die Handlung an mancher Stelle ein bis zwei Schlenker zu viel, die selbst bei etwas Geduld ein wenig zermürben, aber all das tut dem Lesevergnügen insgesamt keinen Abbruch.

Vom Grundgerüst her weist »Dave« interessanterweise durchaus Parallelen zu Edelbauers Smashhit »Das flüssige Land« auf. Auch diesmal wird einem unbedarften Helden seine gesamte Existenz unter den Füßen weggezogen und er findet sich als Spielball ihm unbekannter Interessen wieder. Stand im »Flüssigen Land« noch die durch und durch österreichische »Gräfin« als Antagonistin zur Verfügung, so ist diesmal Professor Fröhlich, ein ausgefuchster, universeller Technikgott, der diese Endboss, den es zu vernichten gilt. Also vermutlich. Denn so ganz sicher, wer hier gut und wer böse ist, können sich weder Protagonist Syz noch die Leser/innen jemals sein.

Edelbauer ist mit »Dave« der schwierige Spagat gelungen, eine anspruchsvolle Genre-Verbeugung zu schreiben, die sowohl den Literaturpuristen als auch den kundigen Nerds unter ihrer Leserschaft großes Vergnügen bereiten wird. Und man vermutet hoffentlich zu Recht, dass auch die Autorin selbst ihren Spaß dabei hatte, dieses Buch zu verfassen. ■



Raphaela Edelbauer
Dave
Klett-Cotta,
420 S.

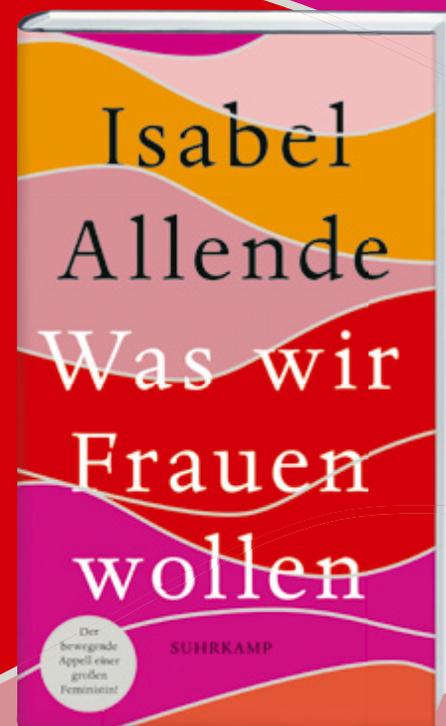


Raphaela Edelbauer
Das flüssige Land
Klett-Cotta,
350 S.



Raphaela Edelbauer
Entdecker
Klever, 176 S.

»Wenn ich sage,
dass ich schon im
Kindergarten
Feministin war,
dann ist das
nicht übertrieben.«



Aus dem Spanischen von Svenja Becker
Gebunden, 184 Seiten, € 18,-
(978-3-518-42980-8)

Isabel Allende über
ihr Lebensthema –
leidenschaftlich,
provokant
und inspirierend



© Felix Rettberg

»Fast hell«, der neue Roman des Bestseller- Autors ALEXANDER OSANG



ISBN 978-3-351-03858-8
€ [D] 22,00 | € [A] 22,70

a

aufbau

Eine Hymne auf das Leben

Nach dem Leben kommt nicht der Tod, sondern: die Mitternachtsbibliothek!

Matt Haig ist bekannt für seine lebensbejahenden und lebenswegweisenden Bücher und vereint auch in seinem neuen Roman seine Begabung für gutes Erzählen mit dem Fazit, dass die Welt in jedem Fall lebenswert ist. Auch wenn man sich gerade wie die Protagonistin Nora Seed in einer Krise befindet und ihrem Dasein ein Ende setzen möchte. Der englische Autor schafft dies freilich, ohne den Zeigefinger zu heben oder moralisch zu werden. Ihm genügt die gute Geschichte, die er mit Verve zu erzählen weiß. Und so folgt man als Lesende/r der Mittdreißigerin Nora, die in ihrem Leben keinen Sinn mehr sieht und einen Schlusstrich ziehen möchte, hinein in die »Mitternachtsbibliothek«, die sich zwischen dem irdischen Leben und dem Tod befindet. Was für eine schöne Vorstellung! Hier stehen all die Bücher mit den unzähligen möglichen Entwürfen eines einzigen Lebens; Leben, die hätten gelebt werden können, wären andere Entscheidungen getroffen worden. Nora lebt so ein Leben nach dem anderen, manchmal für mehrere Tage oder Wochen, manchmal nur für Stunden, und darf erfahren, wie es sich anfühlt, erfolgreich zu sein, Familienmutter, Forscherin ... und noch viele Rollen mehr probiert sie an. Das Ende ist überraschend, und doch auch wieder nicht. Insgesamt ist Matt Haigs Roman eine seitenstarke, mit erzählerischem Talent und einem Gespür für gute Geschichten ausgestattete Lektüre, die bestens unterhält und zu weiteren Gedankenspielen anregt. Gleichzeitig ist dieses wunderbare Buch eine groß angelegte Parabel über den Wert und Sinn des Lebens. ■

Relotius lässt grüßen

Der Journalist Hannes Stein fantasiert in einem verseuchten Land Parallelwelten.

Eine Seuche regiert Deutschland, nur wenige sind dagegen immun und können einen entsprechenden Ausweis vorzeigen. In einer Vorbemerkung zu »Der Weltreporter. Ein Roman in zwölf Reisen« gibt Hannes Stein zu, das Manuskript bereits vor Corona, im Januar 2020 abgegeben zu haben, es beruhe auf einer jahrealten Idee. Schade eigentlich: Stein ist selbst tatsächlich Welt-Reporter, nämlich US-Korrespondent der deutschen Zeitung.

Mit diesem Eingeständnis distanziert er sich quasi von seiner Hauptfigur. Bodo spinnt in seinen Reportagen nämlich haarsträubenden Seemannsgarn, wie ihn selbst ein Claas Relotius nicht glaubwürdig hätte schildern können: von Kopien der Stadt München in Brasilien und der ganzen Schweiz in Afghanistan, von Utopia und Atlantis, von amerikanischen Ureinwohnern, die Trump verehren, und einer jüdisch-afrikanischen Schriftstellerin, die israelische Nationalistin ist, aber von Linken mit Begeisterung gelesen wird. Immer wieder wird der Leser provoziert, Namen und Begriffe zu googeln, um herauszufinden, wo Bodos Grenzen zwischen Realität und Erfindung verlaufen. Was zum Beispiel ist das Langschwein, das ihm im teuersten Restaurant der Welt serviert wird?

Die zwölf Reisereportagen unterhalten mit ihren Entwürfen extremistischer Parallelwelten, die vorhersehbare Rahmenhandlung, in der Bodos Freundin Julia ihm allmählich auf die Schliche kommt, wirkt hingegen eher wie eine Pflichtübung. Obwohl er es eben nicht ist, genießt man diesen Roman wohl am besten als Sehnsuchtsfantasie in einer reisebeschränkten Zeit. ■



Matt Haig
Die Mitternachtsbibliothek
Übers. v.
Sabine Hübner
Droemer, 320 S.



Hannes Stein
Der Weltreporter
Galiani, 352 S.

Karoline Pilcz

Martin Thomas Pesl

Buchkultur

»EMPATHISCH SIND WIR NUR AUF FACEBOOK«

**David Schalko, der Schriftsteller:
»Bad Regina« ist das fantastische
Psychogramm eines kränkelnden
Kontinents. Ein Interview über Euro-
pa, rechte Politik, das Weiterwirken
brauner Ideologien, Corona und sein
»Ibiza«-Projekt**



— VON DAGMAR KAINDL

Schuld hat – darin sind die Bewohner der früheren österreichischen Kurmetropole Bad Regina mit dem vor Kurzem abgewählten US-Präsidenten konform – immer der Chinese. Zwar ist er schon in der achten Generation Österreicher, und seine Vorfahren kommen aus Korea. Doch mit solchen Nebensächlichkeiten halten sich die »Einheimischen« nicht auf, denn der mysteriöse Immobilientycoon kauft um viel Geld ihre Häuser auf, nur um sie anschließend verfallen zu lassen. Bad Regina ist im Aussterben begriffen. Nur noch 46 Menschen wohnen dort, und es werden täglich weniger. Als sich der Chinese auch noch den 500 Jahre alten Adel einverleiben will, gärt es am Stammtisch.

David Schalkos (48) Roman »Bad Regina« ist eine brillante Grotteske auf den Untergang Europas. Ein Alpenkrimi im Dürrenmatt-Stil, morbide, böse, voller Melancholie und abgründigem Humor. »Die atmosphärische Grundidee«, erklärt der Schriftsteller, Regisseur, Produzent und geschäftsführende Gesellschafter der Superfilm im Buchkultur-Gespräch, »ist Bad Gastein. Dass ein ehemaliger mondäner Kurort dem Verfall preisgegeben wird, weil jemand

– aus Absicht oder nicht – einen Ort sich selbst überlässt. Da wird natürlich reichlich hineinprojiziert und da gibt es auch entsprechende Legendenbildungen. Das hat mich fasziniert.« Den zweifelhaften Investor gab es tatsächlich: Der inzwischen verstorbene Wiener »Garagenkönig« Franz Duval (er wurde mit dem Betrieb von Garagen reich) kaufte fünf Prunkimmobilien in Bad Gastein auf, die dann jahrelang vor sich hin moderten. Das alles, fährt Schalko fort, »hat auch sehr viel mit dem Selbstbild Europas und mit dem 20. Jahrhundert zu tun. Das Aussterben dieser mondänen Kurorte zugunsten einer anderen Art von Tourismuskultur steht für den kulturellen Verfall von Europa. Da steckt auch diese europäische Melancholie drinnen, dass viel in die Vergangenheit gerichtet ist und nicht in die Zukunft oder Gegenwart. Und auch viel von diesem Selbstgefühl des Europäers: Wir waren immer schon hier, und daher haben wir auch ein Anrecht auf diesen Kontinent, der und was gegen Ende des Buchs immer mehr infrage gestellt wird.« Europa ist ein Dienstleister, unflexibel, arrogant und ängstlich.

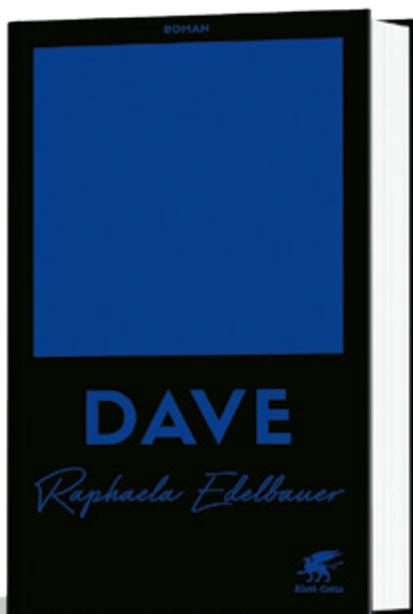
Ein rechter Bürgermeister, der Benzinkanister für den Tag X bunkert, seine Unterhose mit einer Stahlplatte aufpolttert (wie gerüchteweise HC Strache), eine Rune mit ►



© Victoria Herbig

»Eine tolle Autorin, die etwas wagt und die auch vollkommen gewinnt mit dem, was sie wagt.«

Alf Mentzer, Jurymitglied des Deutschen Buchpreises 2019



432 Seiten, geb. mit SU, € 25,- (D), ISBN 978-3-608-96473-8

Nationalsozialismus ist in Österreich tatsächlich ein bisschen wie Herpes: Jeder hat ihn. Aber nicht bei jedem bricht er aus.



sich führt und gegen Flüchtlinge hetzt. Ein krimineller Pfarrer, der auf seinem eigenen Kreuzzug unterwegs ist. Ein bankrotter Graf und ein ehemaliger Partyklubbetreiber, der sich auf seinem Gichtfuß kaum noch aufrecht halten kann. »Sehr viele der Figuren stehen für Dinge aus dem 20. Jahrhundert, für gewisse Epochen, die für Europa sehr wichtig waren. Das Adelsgeschlecht, das da vorkommt, die verlassene Kirche, in die keiner mehr reingeht, oder die Hauptfigur, der heruntergekommene Othmar, der für eine gealterte Popkultur steht. Er ist ein Überbleibsel aus den Neunzigerjahren, in denen noch alles gut war. Und es gibt einen rechten Bürgermeister, der für eine gewisse opportunistische Art der Politik steht, die jetzt gerade sehr en vogue ist. Und auch die Mutter des Bürgermeisters, die Nationalsozialistin, Katholikin und Mutter war, ohne all das wirklich gewesen zu sein. Man könnte sie als Mitläuferin bezeichnen. Und das alles in einem Dorfgefüge, wo jeder jeden gut kennt.«

Wie im Roman verhinderte der Bürgermeister Bad Gasteins die Unterbringung einer Handvoll Asylbewerber, die der Gastronom Sepp Schellhorn dort in einem seiner Häuser beherbergen und zu Hilfsköchen ausbilden wollte. »Ihm hat man so viele Hürden in den Weg gelegt, bis es nicht mehr ging. Wegen einer Handvoll syrischer Flüchtlinge, die keinem etwas getan haben. Es gibt immer wieder Anleihen aus der Realität. Aber es sind fiktionale Figuren. Verfremdet und in einem anderen Zusammenhang dargestellt. Es ist auch nicht Bad Gastein, sondern in Anlehnung daran. Es ist ein fiktionales Buch, kein dokumentarischer Roman.«

In Österreich, sagt ein Hotelier und Thomas-Bernhard-Bewunderer im Buch, kommt man schon als Nazi zur Welt. Es gibt nur den unterwürfigen und den garstigen. Ist das so? Schalko: »Viele Ideologien wie das Nazitum entstehen aus einem Minderwertigkeitskomplex heraus, der versucht, sich in ein Überlegenheitsgefühl hineinzumanövrieren. Das hat sicher auch schon sehr viel mit der Monarchiezeit, mit dem Ersten Weltkrieg, mit der europäischen Kolonialgeschichte zu tun. Da gibt es ganz viele Ebenen. Aber dann gibt es schon den Punkt, dass bei uns die Aufarbeitung ja bekannterweise nicht besonders akribisch stattgefunden hat. Aber auch in Deutschland ist die AfD jetzt möglich. Es ist ein Klischee, dass dort alles aufgearbeitet worden wäre. Das sind Ideologien, die eine solche Breite in der Gesellschaft haben, dass es sehr viele Generationen braucht, um sie überhaupt vollständig abzubauen. Solche bleiben über Generationen erhalten. Es ist nichts, was mit einer Generation ausstirbt. Nationalsozialismus ist in Österreich tatsächlich ein bisschen wie Herpes: Jeder hat ihn. Aber nicht bei jedem bricht er aus.«

Der Sohn des Bürgermeisters im Buch trägt das Virus jedenfalls in sich. »Das vererbt sich ein bisschen. Man weiß aus der Epigenetik und aus den Wissenschaften, die sich mit Traumataforschung beschäftigen, dass das auch über Erbinformationen weitergegeben wird. Das Nazitum ist nicht nur eine Ideologie, sondern auch ein gesellschaftliches Trauma, und das ist auch in der europäischen oder in der deutschsprachigen DNA verinnerlicht. Das ist nicht so leicht wegzukriegen. Das sind Dinge, die sich auf eine gewisse Art und Weise verkörpern und immer wieder aktiviert werden.«



Migration ließe sich politisch ja auch als Chance verstehen und positiv bewerben: Europa ist auf den Zuzug junger Menschen angewiesen. Schalko: »Mit Angst ist es einfacher. Man darf ja nicht unterschätzen, dass viele Politiker wie zum Beispiel Sebastian Kurz ängstlicher sind, als wir glauben, und Proponenten dieser gesellschaftlichen Angst sind. Gleichzeitig benutzen sie diese Angst, weil sie merken, dass es der einfachste, direkteste Weg ist, Politik zu machen. Wenn man sich in einer ideologiebefreiten Zone befindet wie manche Jungpolitiker, dann nimmt man das, was funktioniert. Und nicht das, was richtig wäre.«

Hat Europa die Verantwortung, zu helfen? »Jeder Mensch, jede Gesellschaft hat die Verpflichtung, Menschen, die in Notlage sind, zu helfen. Wenn man das in einem ethischen Sinn sehen würde oder sogar in einem christlichen: In der Bibel steht, dass das Land niemandes Eigentum ist. Keiner hat das angeborene Anrecht auf Land. Das ist eigentlich im Übrigen auch eine Meinung, die Kant vertreten hat. Das sind aber Haltungen, die nicht mehr in unser Bewahrungssystem passen. Das klingt fast schon so gefährlich wie Kommunismus. Dieser humanistische Gedanke ist nicht mehr verankert in Europa. Da merkt man auch, wie weit uns dieser Turbokapitalismus davon entfernt hat: Es geht nicht einmal nur darum, dass das eigene Hemd das nächste ist. Es reicht schon die kleinste Drohung, dass man auf etwas verzichten müsste oder es kurz unbequem werden könnte. Wir sind sicher in keiner sehr feinfühlig und mitfühlenden Gesellschaft zu Hause. Empathisch sind wir nur auf Facebook, weil es dort niemanden etwas kostet. Da wird Empathie immer wahn-sinnig hysterisch aufgerufen, aber sie ist natürlich völlig wirkungslos, weil sie nur im Virtuellen stattfindet und nicht in der Praxis.« Höchste Zeit, dass sich Europa wieder auf seine eigenen Werte besinnt, die »mit Aufklärung zu tun haben«, auf die »politischen Errungenschaften der letzten siebzig Jahre, die nicht nur rechtes Gedankengut oder Turbokapitalismus waren.«

Sein kreativer Eigensinn verschaffte dem ORF Spitzenquoten. Als Intellektueller wird Schalko hochgeschätzt, als Romanautor hymnisch rezensiert: In »Schwere Knochen« bilden sich vier Kleinganoven als Kapos im KZ zu Kapitalverbrechern heran, die nach Kriegsende die Wiener Unterwelt übernehmen. Die von Schalko auch geschriebenen und inszenierten Fernsehproduktionen »Aufschneider«, »Braunschlag« und »Altes Geld« leuchten die gierig-korrupte österreichische Seele aus. Seine Coverversion des Fritz-Lang-Klassikers »M – Eine Stadt sucht einen Mörder« ist inzwischen selbst einer. Im Frühjahr startet die zwischen den Lockdowns produzierte Sky-Serie »Ich und die anderen« (u. a. mit dem neuen »Jedermann«, Lars Eiding), eine »Versuchs-anordnung, wo jemand jeden Tag unter einer anderen Prämisse aufwacht, wo sich sein Verhältnis zu den anderen verändert. In einer Folge wissen alle alles über ihn oder alle sagen sich die Wahrheit. Das Verhältnis zu den anderen verändert sich immer, und daraus entsteht eine Art komödiantischer Diskurs.« Das



Der 1973 in Waidhofen an der Thaya geborene David Schalko ist einer der umtriebigen und kreativsten Intellektuellen des Landes. Die mit Fred Schreiber entwickelte »Sendung ohne Namen« begründete ein neues Genre im Fernsehen. Seine Firma Superfilm produziert die Late-Night-Show »Willkommen Österreich«. Der TV-Achtteiler »Braunschlag« ist Kult. Im Frühjahr startet die Sky-Serie »Ich und die anderen«. Schalko ist auch als Schriftsteller höchst erfolgreich. Zuletzt erschien die Verbrechersaga »Schwere Knochen«.

Das ganze Interview mit David Schalko finden Sie auf buchkultur.net

Drehbuch zu seiner Verfilmung der »Ibiza-Affäre« wird gerade von Jan Böhmermann und einem Autorenteam geschrieben. »Wir haben keinen journalistischen Ansatz. Uns interessiert, auf satirischer Ebene eine substanzielle Wahrhaftigkeit herauszuarbeiten.«

Wie alle sehnt er sich nach einer Normalität zurück, wo Kontakte ohne Vorsichtsmaßnahmen stattfinden können. Die Depression, die sich durch Corona in der Gesellschaft breitgemacht hat, wird länger dableiben, als wir glauben. Gerade, wenn jetzt ohnehin eine Zeit anbricht, in der der Vollbeschäftigungsgedanke nicht mehr durchführbar ist, müsse man überdenken, »ob unsere ganze Sucht nach Effizienz und Leistung der richtige Weg für eine Gesellschaft ist«. Wie organisiert sich eine westliche Gesellschaft, wenn man seine Identität nicht mehr hauptsächlich über die Arbeit definieren wird? Wenn vielleicht Dinge eine Rolle spielen werden, die mit unfreiwilliger Freizeit zu tun haben? Darüber, sagt Schalko, »muss man sich sehr viele Gedanken machen, was das als Gesellschaft heißt, damit sie nicht in die nächste Depression kippt«.

David Schalko
Bad Regina
Kiepenheuer & Witsch, 400 S.



Redaktions- EMPFEHLUNGEN



Katia Schwingshandl

Auch ohne Punkte als Satzzeichen kommt die Autorin auf den Punkt. Großartige Übersetzung eines starken, poetischen Romans.

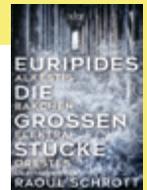


Bernardine Evaristo: **Mädchen, Frau etc.**, Übers. v. Tanja Handels, Tropen, 512 S.



Jorgi Poll

Nach seinem Ausflug zu den Winden der ersten Weltumsegelungen widmet sich Ausnahmeliterat Raoul Schrott wieder der Übertragung: der Stücke des wohl aktuellsten antiken Dramatikers!

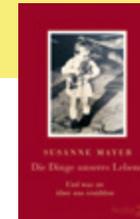


Euripides: **Die großen Stücke**, Übers. v. Raoul Schrott, dtv, 384 S., Ersch. am 19.02.2021



Karoline Pilez

Minutiös wird das gesamte Inventar des Elternhauses verbal unter die Lupe genommen, elegant-leichtfüßig die Geschichte einer deutschen Familie erzählt.



Susanne Mayer: **Die Dinge unseres Lebens. Und was sie über uns erzählen**, Berlin Verlag, 292 S.



Martin Thomas Pesl

Kurz vor Corona brachte Leif Randt das Leben Dreißigjähriger vor Corona auf den Punkt. Es wäre keine allzu schreckliche Welt, ginge sie bald wieder so weiter.



Leif Randt: **Allegro Pastell**, Kiepenheuer & Witsch, 288 S.



Angelo Algieri

Ein schmaler, mehrschichtiger Roman über 100 Jahre Japanerinnen in den USA in der Wir-Perspektive. Schlicht großartig!



Julie Otsuka: **Wovon wir träumten**, Übers. v. Katja Scholtz, Mare, 160 S.

... WENN DIE PUPILLEN TANZEN LERNEN

Die Zukunft der Bücher gestaltet sich aus unserer persönlichen Vergangenheit mit ihnen. Mit ein paar Tricks können Sie für die nächste Generation vorsorgen.

Anlässlich eines Reprints aus dem Jahr 1894, in dem der französische Verleger Louis-Octave Uzanne (1851–1931) über »Das Ende der Bücher« (wie wir sie kennen) nachdachte – eine Kurzvorstellung des Buches finden Sie auf S. 79 –, könnten wir uns auch wieder mal über unsere eigenen Zukunftsvorstellungen zum Buch und darüber hinaus Gedanken machen. Uzanne kommt in seinem Essay, der ein Auszug aus seinen »Geschichten für Bibliophile« ist, zu der Ansicht, dass das Buch als Gegenstand aus der Welt verschwinden wird. Stattdessen, glaubt er, werde es durch die neuartige Phonographie bedroht, vor allem, da in seinen Augen das Gehirn im Gespräch (respektive beim Zuhören) »geschmeidiger, aufnahmefähiger, zufriedener und ruhiger [ist] als bei der Lektüre, denn Worte, die uns durch den Gehörgang übermittelt werden, versetzen die Zellen in eine spezielle Schwingung, die unser Denken anregt«.

In seiner als Scherzrede getarnten Zukunftsvision entwirft Uzanne die Idee tragbarer elektrischer Aufnahme- und Abspielgeräte, die jeder mit sich führen könne, dazu würde die Kunstfertigkeit des Vorlesens sich in nahezu ungeahnte Höhen steigern, die Bibliotheken würden zu Phonographoteken und das Volk werde sich in basisdemokratischer Weise an Literatur wie an klarem Wasser betrinken können, denn die Literatur-Versorgungsstellen würden sich überall in den Straßen finden und mit Hörschläuchen für wissbegierige Passanten auf Knopfdruck abspielbar sein ... und vieles mehr. – Eine wundervolle Utopie, die vor allem unsere Hörbuchspezialisten Jo Moskon und Maria Nowotnick begeistern dürfte (und tatsächlich auch als Hörbuch erscheint).

Natürlich wissen wir, dass das Buch nicht so schnell von der Bildfläche verschwinden wird, nur weil ein neues Medium dahergeritten kommt, das war weder bei den Phonographen so noch beim Fernsehen, und auch nicht beim vielgeschmähten E-Book oder beim heutigen Serien-Streaming. Das Buch als analoges, gedrucktes Medium wird uns zum Glück erhalten bleiben, und auch die kulturpessimistische Ansicht, dass die Menschen – besonders junge Menschen – durch das Aufwachsen mit dem Smartphone vom Lesen abgehalten würden, ist bisher kaum mehr als eben eine kulturpessimistische Ansicht.

Viel entscheidender für die Entwicklung des Lesens werden die Schulbildung und die Akzeptanz des Elternhauses sein. Ich erinnere mich noch gut, wie mein Kärntner Großvater alles in seiner Macht Stehende tat, um das Lesen als unnützen Zeitvertreib zu brandmarken. Nur das Werk der eigenen Hände zählte in seinen Augen, und nur wenn man eine Schraube in ein Gewinde drehen, mit der Kreissäge oder dem Schweißbrenner umzugehen verstand (was er wirklich hervorragend konnte), dann war man wer. Auch die Sammlung an völlig zerlesenen Karl-May-Schmökern, die ich als Zehnjähriger im Keller meiner Wiesbadener Großmutter fand, durfte ich erst lesen, nachdem mein Vater – immerhin selbst Deutschlehrer – mich beiseitnahm und fragte, wie denn mein Lesetempo sei. Damals wie heute hatte ich keine rechte Ahnung, worauf er mit dieser Frage eigentlich hinauswollte, vielleicht war es nur die Vergewisserung, dass ich das, was ich, las, auch verstehen würde. Möglicherweise war es auch nur spontane Wissbegier, und kein Test, wie ich vermutete. Also log ich und behauptete, ich würde in etwa so schnell lesen wie sprechen, denn ich wollte die Bücher ja haben. Alle. Und zwar gleich! Natürlich las ich viel schneller, als ich sprach, aber ich dachte aus irgendeinem Grund, das sei ihm suspekt ... So war für mich das Lesen von Büchern immer mit einer Selbstbehauptung verbunden, tatsächlicher wie eingebildeter, und das schweißte mich viel stärker an die Literatur, als jeder Schweißbrenner meines Großvaters ein Eisenteil an einem anderen hätte befestigen können.

Und was nun die Zukunft der Bücher betrifft, bin ich mir aus diesem Grund auch sicher, dass, solange sich in irgendeinem geheimnisvollen Kellerschrank ein Regal mit gelesenen und vergessenen Büchern befindet – und sei es auch »nur« Karl May –, die Zehnjährigen dieser Welt dort das Geheimnis ihrer Liebe zum Lesen und zur Literatur entdecken können.

Und wenn in Ihrem Haus oder Ihrer Wohnung Kinder herumspringen, können Sie ja überlegen, ob Sie ein paar ausgewähltere Bücher an geheimen Orten verstecken. Denn irgendwann werden sie entdeckt! ■

Jorgi Poll

Leben oder Tod

Fabian Neidhardts Debüt ist tragisch, einfühlsam, aber auch etwas durchschaubar.

Mit gerade mal 30 Jahren erhält Alex dieselbe vernichtende Diagnose, die ihm als Kind schon seinen Vater nahm: Magenkrebs im Endstadium. Er trifft die mutige, wenn auch von den Ärzten und seinen engsten Freunden nicht gern gesehene Entscheidung, in ein Hospiz zu gehen, wo er seine letzten Tage allein verbringen will. Doch es kommt anders als geplant, nachdem er sich von allen und allem verabschiedet hat und sogar auf seiner eigenen Beerdigung war – Fehldiagnose, doch kein Tod. Aber nun? Wieder zurück ins alte Leben? Wo die eigene Freundin sich gerade mit dem Tod ihres engsten Vertrauten abgefunden hat? Alex wird zum Letzte-Wünsche-Erfüller derer im Hospiz, die es selbst nicht mehr geschafft haben. Er knüpft neue enge Freundschaften, auch wenn einigen davon ein schnelles Ende prophezeit ist, und lernt Dinge, von denen er nie gedachte hätte, sie tun zu können.

Neidhardt gelingt es in seinem Debüt übers Sterben, den Figuren Farbe zu verleihen. Der Beschreibung der Räumlichkeiten und Abläufe merkt man seine genauen Recherchen an – teils nutzt er gar zu viele Details, die es erschweren, eigene Bilder im Kopf entstehen zu lassen. Und teils ist die Geschichte einfach zu durchschaubar: Schnell wird klar, worauf sie hinausläuft, auch wenn das Ende dann noch einmal einiges auf den Kopf stellt. Begrifflichkeiten wie »Löffelliste« allerdings langweilen – als »Straßenpoet«, als der der Autor seit 2010 mit seiner Schreibmaschine in Fußgängerzonen sitzt und Texte auf Zuruf schreibt, hätte ihm hier eine kreativere Umschreibung möglich sein sollen. ■

Maria Nowotnick

Schmerzhaft wenig nachgedacht

Wie hat es dieser Text nur durch ein professionelles Lektorat geschafft?

1996 wurde der berühmte Literaturwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma entführt und nach Zahlung eines Lösegeldes wieder freigelassen. Über die Zeit der Entführung hat sein Sohn Johann Scheerer unter dem Titel »Wir sind dann wohl die Angehörigen« ein viel beachtetes Buch geschrieben. In »Unheimlich nah« verarbeitet er nun die Zeit nach der Entführung, seine Pubertät, die unter ständigem Personenschutz stattfinden musste. All das, was Jugend so magisch macht, der erste Kuss, die Partys, die Abnabelung von den Eltern, fand für Johann immer in Sichtweite eines dunklen BMWs statt. Die beklemmenden Umstände seines Aufwachsens könnten Scheerer zu lesenswerten psychologischen und philosophischen Erkenntnissen veranlassen. Leider verharrt sein Blick auf einer oberflächlich-deskriptiven Ebene. Das wäre auch nicht weiter schlimm. Nur nutzt er für die Dekoration seiner Geschichte Begriffe, die in den 90ern vielleicht noch als unproblematisch wahrgenommen wurden, es heute in keinem Fall mehr sind. Wenn mehrmals von N****-Kindern, von M*ngos und von I**ianern nicht nur in der Figurenrede, sondern auch durch die Erzählstimme gesprochen wird, zeugt das nicht von Authentizität, sondern von

Ignoranz gegenüber rassistischen, ableistischen und kolonialistischen Diskriminierungsdiskursen. Scheerer hatte die Möglichkeit, seine Erinnerungsprosa mit weniger aufgeladenem Vokabular zu schmücken. Oder er hätte es kontextualisieren können. Aber so? Von einem Reemtsma-Sohn und Piper-Autor erwarte ich mehr sprachhistorische Sensibilität. ■



Fabian Neidhardt
Immer noch wach
Haymon, 268 S.



Johann Scheerer
Unheimlich nah
Piper, 331 S.



Alem Grabovac
Das achte Kind
hanserblau,
256 S.

Gastarbeiterkind in Pflegefamilie

Alem Grabovac trotz erzählend der eigenen Herkunft.

Seit Jahren pulsiert das Herz der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur dort am lebendigsten, wo Autor/innen mit Migrationsbiografien sich schreibend ihren Familiengeschichten nähern. Deniz Ohde, Saša Stanišić oder Ronya Othmann zeigen in ihren Romanen, warum das Konzept einer homogenen Identität schon lange nicht mehr greift. Die Realität unserer Gesellschaft spiegelt sich in tausendfach gebrochenen Zwischenstufen und einander überlagernden Konflikten wider. Es gibt selten nur die eine Herkunft, und Loyalität mit einer Gruppe muss nicht zwangsläufig die Verachtung der anderen bedeuten. Spannend, einfühlsam und mit beeindruckender erzählerischer Kraft schreibt sich der Journalist Alem Grabovac nun in dieses Konfliktfeld ein. In »Das achte Kind« schildert er sein Aufwachsen als Sohn eines bosnischen Kleinkriminellen und einer Gastarbeiterin aus Kroatien im Deutschland der 1970er- und 80er-Jahre. Weil der Vater im Alkoholrausch schon die ersten Atemzüge seines Sohnes verpasst und die Mutter weder Geld noch Zeit für das Baby hat, gibt sie ihn wenige Wochen nach der Geburt zu einer Pflegefamilie. Die haben schon sieben Kinder, überschütten Alem mit Liebe und einem latent nationalsozialistischen Weltbild. Zwischen dem von Armut und Alkohol geprägten Gastarbeitermilieu und dem Dritte-Reich-Familienidyll gelingt es Grabovac dennoch, erwachsen zu werden und nicht abzurutschen. Stattdessen entwickelt er einen reflektierten, aber warmherzigen Blick auf die eigene Vergangenheit. Einen Blick, den Müller-Meier-Schulze-Autor/innen viel zu selten einnehmen. Und den die deutsche Literatur doch so sehr braucht. ■

Ludwig Lohmann

Ludwig Lohmann



Die Geschichte zweier ungleicher Schwestern und eines Verbrechens. Das bemerkenswerte Debüt von Hengameh Yaghoobifarah

SCHWESTERNLIEBE

VON KAROLINE PILCZ

Sie hat bereits von sich reden gemacht, Hengameh Yaghoobifarah, die deutsche Journalist:in und Kolumnist:in mit iranischen Wurzeln. Als Kind iranischer Einwanderer in Kiel geboren, studierte sie Medienkulturwissenschaft und Skandinavistik, definiert sich als nicht-binäre Person und verfasst Texte, die bereits heftig und kontrovers diskutiert und kritisiert wurden. All das braucht man aber im Grunde als Leser:in nicht zu wissen. Ihr Erstling kann für sich allein stehen. Gleich vorweg: Schreiben kann sie, die junge, in Berlin lebende frischgebackene Romanautor:in!

Sie wirft einen mitten ins Geschehen, ohne jede Vorwarnung. Erst später erfährt man, dass diese beklemmenden Szenen Bilder der Vergangenheit in Teheran um 1980 sind. Der Roman spielt in mehreren Zeitebenen, die Vergangenheit wird in Rückschau erzählt. Die Jetztzeit des Romans ist unsere reale Gegenwart, Berlin 2019. Nasrin, die Ich-Erzählerin, ist nun über Mitte vierzig und arbeitet als Türsteherin in einer Lesbar. Die Polizei überbringt ihr die Nachricht vom Tod ihrer Schwester Nushin, der Vielgeliebten, Ungleichen, Heterosexuellen, die ihr ihre Tochter Parvin hinterlässt. Nasrin glaubt an Selbstmord und spürt daher dem Leben ihrer Schwester nach.

Das, was sich auf den folgenden fast vierhundert Seiten ereignet, ist weder ein reiner Krimi noch eine bloße Familiengeschichte. Was dieses Buch freilich ist, lässt sich schwer fassen. Wortreich beschreibt Yaghoobifarah die Sprachlosigkeit der Trauer, die Fassungslosigkeit des Verlusts von Vater und Schwester. Ebenso eloquent spricht sie von der emotionalen Abwesenheit der Mutter. Sie erzählt die Geschichte zweier Einwandererkinde in einem tristen Wohnblock am Rande Lübecks, dem Schulbesuch in »Brennpunkt«-Schulen, von Verbrechen,

erwachender Sexualität und Gefühlen. Und von Freundschaft sowie dem absoluten Zusammenhalt von Familie.

All das ist wortgewaltig, grausam, brutal, gespickt mit starken Bildern und mit einer Rohheit, die manchmal frösteln macht, um gleich wieder Zuneigung und Freundschaft durchschimmern zu lassen. Das Buch ist verstörend und fesselnd, Nasrin eine rotzige, unwirsche und unnahbare Protagonistin, die zu viel raucht, auch Illegales. Ganz langsam fällt die raue Schale von ihr ab, und man ahnt Wärme und Liebesbedürftigkeit darunter. Aber die Welt um sie ist hart. Yaghoobifarah beschreibt ein Deutschland, das die meisten ihrer Leser:innen vermutlich nur aus Büchern oder den Medien kennen: das der Zuwanderer, der sozial Schlechtgestellten, all derer, die aus dem Teufelskreis von Armut, geringer Ausbildung, Drogenkonsum, Arbeitslosigkeit und schlechter Schulbildung nicht herauskommen. Es tauchen übrigens kaum Deutsche ohne Migrationshintergrund in diesem Roman auf, es sei denn als »Täter:innen« oder politisch Rechtsorientierte. Kein unbedingt schönes oder schmeichelhaftes Deutschlandbild, das da mit erzählerischem Können schonungslos und durchaus mutig gezeichnet wird. Aber eines, das (auch) existiert.

Wäre Yaghoobifarahs Erstlingsroman ein Gemälde, hätte sie mit dicken Pinseln heftig in den dunkelfarbigem Farbtopfen gerührt und viel Schwarz hineingemischt. Dazu schrilles Rot und Gelb, um doch immer wieder auch zu feinen Pinseln und zarten Farben zu greifen, die aus dem Dunkel hervorsichimmern. Ausdrucksstark-naturalistisch, aber stets mit kontrolliertem Strich und bewundernswertem Können.

Ein bemerkenswertes, nicht nur erzählerisch brillantes, sondern auch inhaltlich vielschichtiges Debüt! ■



Hengameh Yaghoobifarah
Ministerium der Träume
Blumenbar,
384 S.

Angst vor dem zweiten Album

Ally Kleins intensiver Beziehungsroman verliert sich leider etwas im Metaphern-gewitter.

Ally Kleins neuer Roman bringt einen ein wenig zur Verzweiflung. Denn eigentlich hätte er alles. Einen smart arrangierten, originellen Plot, eine spannende, fast bedrohliche Atmosphäre und interessante Protagonist/innen. Gerne würde man sich also der Sogwirkung des Textes hingeben und in die Geschichte um die rätselhaften Geschwister Saul und Aezra und deren Gefährtin Q eintauchen. Wenn da nicht der präntöse Stil wäre, der einen alle paar Meter aus dem Lesefluss kickt, weil er so laut »Achtung, Bedeutung!« schreit. Zuerst ist man versucht, Kleins Erzählweise für eine ironisch-überzeichnete Technik zu halten. Jedoch macht sich mit zunehmender Lektüre leider die ernüchternde Feststellung breit, dass hier alles tatsächlich überaus ernst gemeint ist. Da zerbricht der Regen, Lufthiebdringen durch das Luftrohr in die Lunge und trübe Materie bildet Kränze um Menschen. Es wird viel gestiert – Augen tasten Landschaften ab und rollen in ihren Höhlen. Mäntel werden nicht nur angezogen, nein, man bürdet sie sich auf. All das erstickt die tollen Anlagen des Textes leider recht schnell im Keim, und man kann nicht umhin, das mit jeder gelesenen Seite bedauerlicher zu finden. Ja, man trauert geradezu dem Plot hinterher, der hier eingemauert auf 176 Seiten im Bauch des titelgebenden Wal-Gebäudes wartet. Vielleicht kann ihn Protagonist Saul, der Rastlose, ja noch freihämmern, wenn er schon dabei ist, und die echte Intensität und Kraft dieses durchaus faszinierenden Winterromans freilegen. ■

»Dich gibt es nicht.«

Das Romandebüt der gefeierten Dramatikerin Esther Becker

»Es gibt die Kategorien sportlich, schlank und weiblich. Dich gibt es nicht.« Das muss sich die namenlose, korpulente Protagonistin und Ich-Erzählerin des Romandebüts »Wie die Gorillas« der 40-jährigen Autorin Esther Becker von einer Casting-Agentin sagen lassen. In fünf Kapiteln schauen wir drei Mädchen beim Erwachsenwerden

zu: der erwähnten Ich-Erzählerin, ihrer besten Freundin Svenja und deren Cousine Olga. Drei ziemlich unterschiedliche Teenager aus verschiedenen Elternhäusern, die versuchen, in der Erwachsenenwelt ihren Platz zu finden – in einer Vor-Smartphone-Ära. Die Ich-Erzählerin setzt sich nach der erniedrigenden Erfahrung des Castings auf Diät, wird schlank. Doch der Anpassungsdruck an ein gesellschaftliches Frauenideal hört hier nicht auf, so etwa rasiert sie sich heimlich die Körperhaare. Später studiert sie, jobbt mal als Bartenderin, mal als Aktmodell. Alles leidenschaftslos. Denn in ihr klafft eine ungesunde Leere auf. Die Dramatikerin

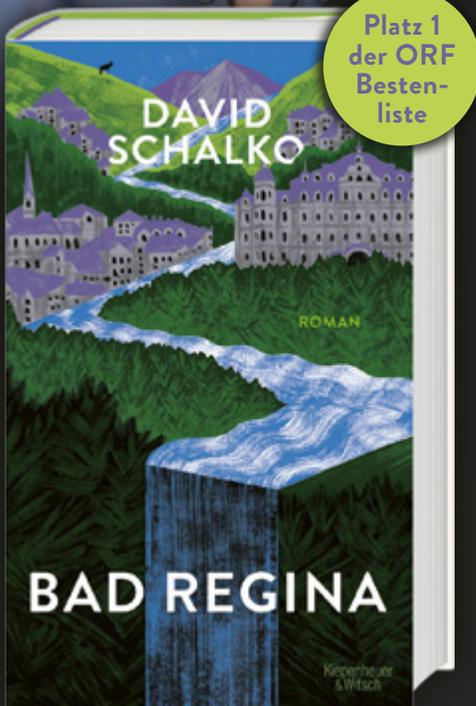
Esther Becker, deren Stücke etwa im Berliner Grips-Theater für Kinder und Jugendliche gefeiert werden, zeichnet in ihrem Debüt den gesellschaftlichen Druck auf junge Frauen nach. Sie beschreibt deren Orientierungslosigkeit, die u. a. qua mangelnder emanzipierter Frauenvorbilder in Familie und Gesellschaft entsteht, und es gelingt ihr, den Frauenkörper respektvoll und unbeschwert zu thematisieren. Immer wieder mischen lakonisch-humorvolle Stellen den Roman auf. Nur schade, dass der Text zu dialoglastig ist. Zudem hätte die Story in der Jetztzeit Potenzial gehabt – mit Cybermobbing, Revenge-Porn, #Me-Too-Debatte. ■



Ally Klein
Der Wal
Droschl, 176 S.



Esther Becker
Wie die Gorillas
Verbrecher,
160 S.



Platz 1
der ORF
Besten-
liste

Gebunden. € (A) 24,70
Verfügbar auch als E-Book

EINE GEISTERSTADT IM HERZEN DER ALPEN ...

David Schalkos brillante literarische Allegorie auf den Untergang Europas – bitterböse und urkomisch.

Kiepenheuer
& Witsch

Barbara Kadletz

Angelo Algieri

Buchkultur

Gemeinsam aus der Krise

Mieze Medusa, Wegbereiterin des Poetry-Slam, und ihr neuer Roman »Du bist dran«

Die Österreicherin Doris Mitterbacher slammt, rappt und schreibt unter dem Künstlernamen Mieze Medusa. »Du bist dran« heißt ihr dritter Roman, der von drei Außenseiter/innen erzählt, die der Zufall zusammenführt: Die 18-jährige Agnesa, Wienerin mit Migrationshintergrund, übergewichtig, unglücklich und ohne Schulabschluss, will endlich auf eigenen Füßen stehen und bewirbt sich als Stubenmädchen auf einem Bauernhof. Der Computernerd Eduard ist in den Chat-Rooms des WWW mehr zu Hause als im wirklichen Leben und hackt sogar seine Freunde. Doch dann holen ihn die Realitäten der Liebe und des Lebens ein. Die Altachtundsechzigerin Felicitas ist aus Liebe zu Eduards Vater in die Provinz gezogen. Was ist von der Protestbewegung geblieben? Was von Felicitas' Idealen? Sie leidet unter der Entfremdung von ihrer Tochter, die als Kind mit ihrem Ex-Mann weggezogen ist.

Als Agnesa von einem der Gäste belästigt wird, nimmt sich Felicitas ihrer an. Da erleidet Eduards Vater einen Herzinfarkt.

Als Poetry-Slammerin bereitete Mieze Medusa der österreichischen Szene den Weg. »Du bist dran« erzählt überraschend konventionell und über drei Generationen hinweg, worauf es im Leben ankommt: Zusammenhalt, Gemeinschaft, Freundschaft und Solidarität gegen Einsamkeit und (Identitäts-)Verlust. Die etwas schablonenhafte Figur der Felicitas gewinnt gegen Ende an Glaubwürdigkeit, als das Politische privat wird. Ein Buch mit einer gut gemeinten Botschaft in Krisenzeiten: Es ist nie zu spät im Leben. ■

Unheimlich heimlich

Beziehungskonstellationen, geschickt verknüpft in einem Restitutionsfall

Hannah Borowski besucht nach dem Tod ihrer Mutter regelmäßig ihre Großmutter Evelyn im Pensionsheim. Beiläufig fällt ihr dabei der Brief einer israelischen Anwaltskanzlei in die Hände, die der Großmutter Hilfe bei der Restitution von Raubkunst anbietet.

Parallel zu Hannahs daraufhin einsetzenden Nachforschungen erzählt Alena Schröder die Geschichte von deren Urgroßmutter, die gerade einmal 18-jährig im Jahr 1922 ungewollt schwanger wurde. Die Protagonistinnen des vier Generationen umspannenden Romans sind – genau wie Episoden und Weichenstellungen ihres Lebens – unterschiedlich gewichtet. Insgesamt entsteht dadurch ein spannendes Familienpanorama vor dem Hintergrund des Erstarkens des nationalsozialistischen Terrors in Deutschland. Ungewissheit, Angst, Unglauben, Hoffnung und Resignation der Opfer werden den Lesenden einfühlsam nahegebracht. Die Mordmaschinerie wird nicht verschwiegen, aber es ist der bedrückende Alltag, auf den die Autorin ihr Augenmerk richtet. Die »Nahaufnahmen« betreffen die Beziehung zwischen Müttern und Töchtern und jene zwischen den Geschlechtern. Nicht jede Frau ist der Mutterrolle gewachsen. Das wird herausgeschält, ohne beurteilt zu werden. Und obwohl auch gelingende Beziehungen nicht fehlen, wird die Verbindung zwischen einem gebundenen Mann und seiner heimlichen, beruflich untergebenen Geliebten als Phänomen im Abstand von hundert Jahren seziert. Dabei finden sich einige Unterschiede, aber noch mehr verblüffende Parallelen. Die Auflösung um das Rätsel des verschwundenen Bildes gelingt elegant! ■



Mieze Medusa
Du bist dran
Residenz, 256 S.



Alena Schröder
Junge Frau, am Fenster stehend, Abendlicht, blaues Kleid
dtv, 366 S.



Tea Ranno
Agata und ihr fabelhaftes Dorf
Übers. v. Ulrike Schimming
Nagel & Kimche,
432 S.

Der Aufstand der Frauen

Tea Ranno legt eine tempo- reiche, schwarze Burleske vor.

Der mit hohem Tempo und Witz verfasste Roman atmet die Atmosphäre eines sizilianischen Orangenhains. Der ist der ganze Stolz des kommunistischen Tabacchere Costanzo. Als der mafiose Bürgermeister droht, ihm das Land wegzunehmen und dort eine Mülldeponie zu errichten, erleidet Costanzo einen tödlichen Herzinfarkt. Der Bürgermeister glaubt sich schon am Ziel seiner krummen Geschäfte. Doch er hat die Rechnung ohne Costanzos umtriebigen Geist und dessen schöne Witwe gemacht, in deren Tabakladen sich der Widerstand regt. Nicht nur die Frauen, die es leid sind, ihren treulosen Ehemännern zu Diensten zu sein, rebellieren. Auch die Kumpane des Bürgermeisters kapitulieren vor Agatas üppigen Reizen und den aphrodisierenden Speisen, mit denen die Kräuterfrau Lisa noch den schwärzesten aller Seelen die Sinne verdreht. Liebe geht durch den Magen und ist eine revolutionäre Himnismacht.

Vor dem Hintergrund einer Dorfkomödie (die ins Klamaukhafte rutscht und mit Stereotypen spielt) verhandelt Tea Ranno ernste Botschaften. Eine Umweltkatastrophe bahnt sich an, als bei einer Explosion in der lokalen Erdölraffinerie giftige Abgase austreten. Das ist nicht aus der Luft gegriffen: Italiens größter Industriekomplex für Petrochemie ist an der Ostküste Siziliens stationiert. Die Fehlgeburten- und Fehlbildungsrate ist dort doppelt so hoch wie im Rest des Landes, Boden und Wasser sind verseucht, es gibt kaum eine Familie, die nicht einen Krebstoten zu beklagen hat.

Zwischen Rossini und Don Camillo. »Agatas« Fortsetzung ist bereits in Arbeit: »Terramarina« soll noch im Herbst dieses Jahres erscheinen. ■

Dagmar Kaindl

Christa Nebenführ

Dagmar Kaindl

DIE PHILOSOPHIE DER KATZEN

Vielfach in ein Mysterium verpackte Rätsel – Katzen. Alexander Kluy hat neue und alte Bücher gelesen über das feline Wesen.

— VON ALEXANDER KLUY

Alonzo, Behemoth, Bustopher Jones, Crookshanks, Jellylorum, Lady May, Liszt, Mog, Pangur Bán, Rumpelteazer, Tufty. Allesamt weise, weich, mit starkem Eigensinn ausgestattet, und allesamt Figuren der Weltliteratur. Sie haben gemeinsam: vier Pfoten, ein Fell und den Gattungsnamen Felidae. Katzen.

In Dantes »Inferno«, Buch II, Kapitel 6 hält die Katze zwischen ihren Pfoten eine Kerze, um ihrem Meister bei seinen nächtlichen Studien zu leuchten. Sie ist allerdings unzuverlässig, lässt sie doch das Licht von Zeit zu Zeit fallen, um einer Maus hinterherzujagen. Bei Francesco Petrarca ist die Katze eine mit Krallen bewehrte wahre Kriegerin, die die Schriften des Dichters vor am Papier nagenden Ratten schützt. Der Katze des Komponisten Domenico Scarlatti mit Namen Pulcinella, die, so will es die Musiklegende, einst über die Tasten seines Klaviers lief, verdankte respektive widmete er 1738 seine »Katzenfuge«, eine einsätzliche Sonate für Cembalo in g-Moll im 6/8-Takt. Das Werk ist eine Variation eines musikalischen Satzes, der klingt, als

würde die elfenbeinerne Tastatur von den flinken Krallen des geschmeidigen Tieres angeschlagen, unbewusst. Mehr als ein Jahrhundert später meinte der französische Denker Auguste Comte, Begründer der positivistischen, also alltagsgesättigten Soziologie: »Wahrscheinlich hält sich eine Katze, wie jedes andere Wirbeltier auch, ohne ›Ich‹ sagen zu können, normalerweise für nichts anderes als für sich selbst.«

Die deutsche Literatur ist nicht gerade arm an kätzischen Protagonisten: Goethes Reineke Fuchs, der gestiefelte Kater Ludwig Tiecks, E. T. A. Hoffmanns Kater Murr. Letzterwähnter, der 1819 im gleichnamigen Roman auf die Weltbühne der Literatur sprang – zugleich Sterbejahr von Hoffmanns realem, heißgeliebtem, tief be-

trauertem Haustier –, ist heute bekannter als seine zwei feline Kompagnons. Das sprechende Fellbündel plagiiert, kopiert, kompiliert, will sich wie einst Rousseau in einem Zimmer einschließen, um einen autobiografischen Bildungsroman zu Papier zu bringen. Zufall, dass genau im selben Jahr 1819 im fernen Livland, in der dortigen Universitätsstadt Dorpat (heute Tartu in Estland), der Ästhetik-Professor Karl Morgenstern seine Wortfindung »Bildungsroman« in einer Vorlesungsreihe populär machte? Doch Kater Murr ist ein rechter Spießbürger, selbstgefällig, von sich eingenommen, eitel und fantasielos. Dass er Hochschullehrer werden will, will man ihm nicht gönnen, noch darauf hoffen. Hoffmann schrieb in seinen »Fantasiestücken«, zu denen auch eine Novelle gehört, in der ein sprechender Hund namens Berganza auftrat: »Die Ironie, welche, indem sie das Menschliche mit dem Tier in Konflikt setzt, den Menschen mit seinem ärmlichen Tun und Treiben verhöhnt, wohnt nur in einem tiefen Geiste.«

Der tiefe Geist muss bei kätzischen Heldinnen und Helden in der Literatur eines akzeptieren: Wieder Kind werden, um akzeptieren zu können, dass ein Kater sprechen kann. In diesem Sinn bekannte der heute kaum mehr gelesene Tieck einmal: »Ich wollte nur den Versuch machen, Sie alle in die entfernteren Empfindungen Ihrer Kindertage zurückzusetzen, dass Sie dadurch das dargestellte Märchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es sein sollte.«

Nicht wichtiger, als es sein sollte? Dieser Meinung dürfte Gottfried Keller nicht gewesen sein, als er »Spiegel, das Kätzchen« schrieb. »Wenn ein Seldwyler einen schlechten Handel gemacht hat oder angeführt worden ist, so sagt man zu Seldwyla: Er hat der Katze den Schmer abgekauft.« So setzt Kellers Novelle ein. Schmer, das ist Katzenkörperfett. Und dieses »verkauft« Spiegel aus Not in einem diabolischen Handel dem Stadthexenmeister Herrn Pineiß, einem »Kann-Alles«. Der ausgehungerte Kater darf so viel und so viel Gutes fressen, wie er will, um sich final schlachten zu lassen. Am Ende aber lockt Spiegel den auf lukullisch Exotisches hoffenden Hexer mit Geldmünzen, der Liebe einer Frau und, am überzeugendsten, einem Goldschatz. Er wird vom Tier hereingelegt und ehelicht eine Hexe, die den Gelackmeierten unerbittlich antreibt: »Er musste hexen vom Morgen bis zum Abend, was das Zeug halten wollte, und wenn Spiegel vorüberging und es sah, sagte er freundlich: ›Immer fleißig, fleißig, Herr Pineiß?‹«

Eine Satire war dies – Keller persiflierte einen eigenen Vertrag, den er selber im Jahr 1850 mit einem deutschen Verleger geschlossen hatte. Dieser walkte, presste und kjonierte den Anfangsdreißiger aus Zürich so sehr, bis der klein gewachsene Schweizer, bis dato von einer Existenz als Schriftsteller lediglich träumend, den versprochenen Erstlingsroman tatsächlich geschrieben hatte, den autobiografisch grundierten »Grünen Heinrich«. Wenn auch nach vielen, lange verstrichenen Abgabebzusagen, geleisteten und bereits ausgegebenen Vorschüssen. Im Frühjahr 1855 war das Manuskript, das viel länger geraten war als avisiert, fertig, da hatte Keller bereits einige Novellen im Geiste konzipiert, die ein Jahr später unter dem Übertitel »Die Leute von Seldwyla« in Buchform erschienen. Eine davon war »Spiegel, das Kätzchen«. In der Insel-Bücherei



ist nun diese kurze lesenswerte Novelle – Kellers 200. Geburtstag ging 2019 ja fast spurlos vorbei – mit liebevollen Illustrationen der in Düsseldorf lebenden Joëlle Tourlonias erschienen. Mehr als loblich, dass der Insel Verlag unbeirrt an dieser kleinen, bibliophilen Reihe – mittlerweile 108 (!) Jahre alt – festhält, in der aktuellen Verlagslandschaft keineswegs selbstverständlich.

Théophile-Alexandre Steinlen (1859–1923) lebte 40 Jahre im Künstlerviertel Montparnasse in Paris. Und wurde neben Henri de Toulouse-Lautrec zum wohl bekanntesten Plakatgestalter um und nach 1900. Ein Jahr nach der Übersiedlung des Postangestelltensohns aus dem schweizerischen Lausanne eröffnete dort das Cabaret Le Chat Noir, schwarzer Kater. Nicht nur für dieses Etablissement schuf er ikonische Affichen und Tierporträts – seinen Kater Moni immer als Vorbild, durchziehen Katzen sein gesamtes Werk. Ein Band des Unionsverlags führt Arbeiten von ihm mit felinophilen Werken, Gedichten, Gedanken seiner Zeitgenossen zusammen, etwa von Zola und Baudelaire, von Oscar Wilde, der meinte, Katzen seien erschaffen worden, um Menschen daran zu erinnern, dass nicht alles einen Zweck haben müsse, oder Anatole France.

Einen Autor, den man hartnäckig mit Kater assoziiert, ist Charles Bukowski. Doch damit meinen viele nicht lateinisch Felidae, sondern Veisalgia, medizinisch nüchtern die Alkoholintoxikation, besser gesagt: der Zustand am Folgetag nach exzessivem Schnapsen. In »Katzen« hat Abel Debritto alle Poeme des in Andernach am Rhein geborenen Amerikaners über diese Tiere zusammengeführt. »Wenn ein Mensch beim Schreiben zu viel Ideologie übernimmt«, schrieb Bukowski, der dank seines Vermittlers und langjährigen Übersetzers Carl Weissner und des Zweitausendeins-Versands vor allem im deutschsprachigen Raum ein erstaunlich begeistertes Publikum fand, »kommt Mist raus. Mit anderen Worten: Ich fordere, dass man an keinen festen Standpunkt gebunden ist. Ich habe kein Interesse daran, die Welt zu retten.«

Bukowski war ein eindrucksvoller Vielschreiber. Rund 5600 Gedichte von ihm haben sich erhalten, Aberhunderte dürften verloren gegangen sein. Er schrieb 560 Storys. Es erschienen 133 Bücher. Er publizierte in 1414 Zeitschriften und Magazinen. Die Briefe dieses dirty old man, oft rauschhafte Mitteilungen, sind nicht erfass- noch zählbar. Bukowski erzählte Geschichten mit der Kargheit wie Ernest Hemingway in »Fiesta« und mit der ►

HEINRICH MANN Der Untertan

»Die Buchillustrationen von Arne Jysch zeigen auch das, was zwischen den Zeilen steht.«

VOLKER KUTSCHER



Hrsg. und komm. von Werner Bellmann. Nachwort von Andrea Bartl. 500 S. · 25 Abb.
€ (D) 36,00 / € (A) 37,10
ISBN 978-3-15-011326-4

Heinrich Manns satirisches Porträt des deutschen Kaiserreichs als bibliophile Neuedition – ausführlich kommentiert, mit einem Nachwort und neu illustriert von Arne Jysch.



Wildheit und dem Instinkt für ungekünstelte menschliche Sprache eines Nelson (»Der Mann mit dem goldenen Arm«) Algren.

Sein eingängiger, scheinbar »anti-literarischer« Stil, der in einer langen Tradition der US-amerikanischen Literatur stand, findet sich hier auf jeder Seite: »Eine Katze geht vorbei und schüttelt sich Shakespeare / vom Rücken. // Ich will nicht zeichnen / wie Mondrian, / ich will zeichnen wie ein Spatz im Magen einer Katze.« Dass er selber Katzen schätzte und liebte, zeigen die eingestreuten Fotografien, die ihn mit einigen Hausgenossen-Exemplaren zeigen, öfters diese allein, von Feathers über Big Butch bis zu Mystery. »freund Mond, Freund Katze, ihr erbittet keine / Gnade, Gigs oder Geschenke / bloß Langeweile und Lavendel. und Häuser«, liest man da. Und auch: »wenn ich so sehr Mann wäre, / wie er ein Kater ist – / wenn es solche Männer gäbe, / mit der Welt könnte es / losgehen«. Diese oft zarten, sensiblen, scharf beobachteten Illuminationen, Blitzlichter, Momentaufnahmen, in denen es auch rüde zugehen kann, die Rede ist von Streunern, von hungrigen Katzen und Kämpfen, von Weisheit und Gewalt der Natur, zeigen Bukowski als liebevollen Tierfreundautor.

»Wenn ich mit meiner Katze spiele – woher weiß ich, dass sie nicht mit mir spielt?« lautet eine der paradoxen denkerhellenden Fragen in Michel de Montaignes »Essais«. Dies fragt sich auch der englische Philosoph John Gray, 72, der in Bath lebt. Während er sein Buch über die »Philosophie der Katzen« schrieb, starb der letzte Kater seines langjährigen Katzenhaushalts, Julian, im stolzen Alter von 23 Jahren. Es ist Hommage

und Respektsbezeugung in einem, Übung in flexiblem Nachdenken und Verbeugung vor einer Lebensform, die sich Menschen in der Regel nur langsam, dann umso tiefer und nachhaltiger öffnet. Das ist keineswegs esoterisch raunend noch misanthropisch. Im Gegenteil: ein feinsinniger, kluger Essay, was Menschen von den stolzen Vierbeinern lernen können. Gray, ein ironisch-skeptischer Dissident offiziöser Philosophie, der lange an der University of Oxford lehrte, plädiert vor allem für eine Basiskatzeneigenschaft – nicht in einer wolkigen Zukunft leben, sondern das Hier und Jetzt genießen, es spürend reflektieren. Katzen, so Gray, leben für die prickelnde Sensation des Lebens an und für sich, nicht für irgendwelche fernen Ziele, die sie erreichen oder nicht erreichen, sie sind leichte, schwerelos erhebende Tiefe jenseits raunender Metaphysik oder zynisch profanem Egoismus.

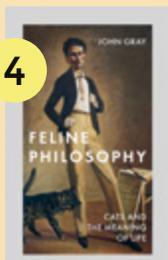
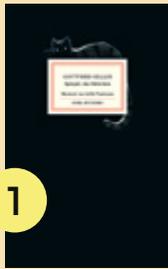
Sarah Brown aus London beschäftigt sich seit mehr als 30 Jahren, seit ihrem Veterinärmedizinstudium, mit Katzen. Ihre »Naturgeschichte«, so der Untertitel der englischen Originalausgabe, setzt sich wirklich mit umfassend allem auseinander, was menschliche Dosenöffner dieser Spezies wissen wollen, wissen sollten. Sie schreibt über Verhalten und Verhaltensstörungen, soziales Leben – den fatalsten Fehler gleich zu Anfang vermeiden: niemals nur eine Katze aufnehmen, sondern mindestens zwei –, und Anatomie, Biologie und die Jäger-DNA der Haustiger, über Kommunikation (Marie von Ebner-Eschenbach: »Die Katzen halten keinen für eloquent, der nicht miauen kann.«) und Interaktion, Ernährung, Kunst und Problemverhalten. Dazu kommen in diesem instruktiven Band 250 schöne Farbfotografien und eine Bestimmungstafel.

Die Wiener Buchhändlerin Rotraut Schöberl hat schon einige Katzen-Lesebücher herausgegeben. Nun also Katzenkrimis, eine nicht unbedeutende Unterabteilung von Crime & Mystery. So sind denn auch Großmeisterinnen des Genres vertreten, Lilian Jackson Braun, Agatha Christie und Dorothy L. Sayers. Zudem haben



RECLAM
www.reclam.de

Buchkultur



- 1 Gottfried Keller
Spiegel, das Kätzchen
Insel, 72 S.
- 2 Théophile A. Steinlen
Chat Noir. Bildgeschichten von Katzen, Katern und Menschen
Unionsverlag, 128 S.
Ersch. vorauss. April 2021
- 3 Charles Bukowski
Katzen
Übers. v. Jan Schönherr
Kiepenheuer & Witsch, 144 S.
- 4 John Gray
Feline Philosophy. Cats and the Meaning of Life
Allen Lane, 122 S.
- 5 Sarah Brown
Die Katze. Geschichte, Biologie, Rassen
Übers. v. Jorunn Wissmann u. a.
Haupt, 224 S.
- 6 Rotraut Schöberl (Hg.)
Mord auf leisen Pfoten. Kriminell gute Katzensgeschichten
Residenz, 272 S.
- 7 Durian Sukegawa
Die Katzen von Shinjuku
Übers. v. Sabine Mangold
DuMont, 256 S.
Ersch. am 12.02.21
- 8 Makoto Shinkai, Naruki Nagakawa
Das Geschenk eines Regentages
Übers. v. Heike Patzschke
S. Fischer, 256 S.
Ersch. am 24.02.21



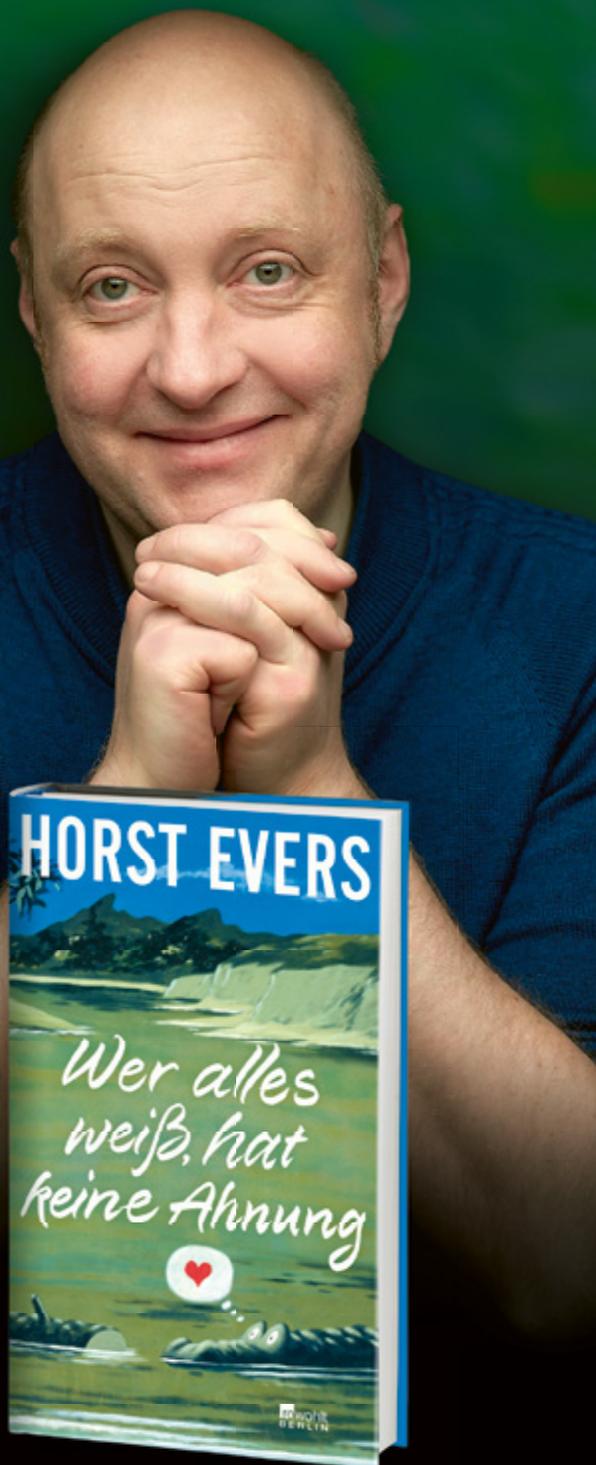
unter anderem Eva Rossmann, Thomas Raab, Theresa Prammer und Julya Rabinowich, Cornelia Travnicsek und Peter Zirbs Originalbeiträge verfasst. Wie so häufig bei Anthologien schwankt die Qualität der Texte zwischen arg kriminell und arg überraschungsfrei, bei Tex Rubinowitz etwa oder bei Sabine Scholl. Das Krimi-Genre ist ein schweres, dessen Komplexität von Autorinnen und Autoren, die erstmals in diesem zu tummeln sich anschicken, fatal unterschätzt wird.

Zwei neue japanische Romane kreisen auch um Katzen. »Da saß eine Katze. Eine weiße. Ihr angestrahktes Fell schimmerte wie eine zarte Blüte. Die leuchtend blauen Augen aufgerissen, starrte sie in den Laden.« Einer der ersten Sätze in Durian Sukegawas »Die Katzen von Shinjuku«. Der im persönlichen Umgang reizende Endfünfziger aus Tokio, studierter Philosoph, einst Punkmusiker und Schauspieler und hierzulande bekannt durch seine Romane »Kirschblüten und rote Bohnen« und das großartige »Die Insel der Freundschaft«, erzählt von Seita, einem kreativen Loser; semidepressiv, erfolglos, einsam, Lehrling eines TV- und Radiomoderators, in Shinjuku, einem Bezirk in Tokio mit teils extravagant ausgefallenen Personen. Seinen Weg

kreuzen ausdauernd Katzen, es entsteht eine Art Katzenfamilie und er stellt einen Katzenplan auf. Die Kälte und größtenteils geistlose mediale Arbeit, die für Seita bald fristlos endet, wird ausbalanciert durch die Zärtlichkeit der Fellwesen wie auch einer aufblühenden Liebe. Sukegawa schreibt ausgesprochen lesbar, abwechslungsreich ist der Roman konstruiert, er handelt von Sehnsucht und Katzenerfüllung. »Wir sind in Shinjuku. Da verschwinden Menschen und auch Katzen.«

Der Animekünstler und Filmregisseur Makoto Shinkai ist eine halbe Generation jünger als Sukegawa. In seinem literarischen Debüt erzählt der in einem Karton ausgesetzte junge Kater, daraus gefischt von einer jungen, alleinlebenden Japanerin. Mit ihr wohnt nun die schneeweiße Katze. Parallel folgt man den inneren Monologen von Frau und Tier, beider Alltag, beider Gefühls- und Erlebniswelten. Herzerwärmend ist das, sprachlich eingängig, teils, wen's wundert's, fast filmisch erzählt, wenn auch literarisch nicht selten etwas kolportagehaft – nicht umsonst lauten Kapitelüberschriften »Das Band der Freundschaft« und »Die Wärme der Welt«. Bestimmt, denkt Chobi als Letztes, liebt auch sie diese Welt. Die Katze hat das letzte Wort, wer sonst. ■

Andere nennen es Alltag.
Horst Evers
nennt es Schikane.



Warmherzig, witzig, weise:
Geschichten mitten
aus dem Hier und Jetzt.



DIE SUCHE NACH DEM ZIMMER FÜR SICH ALLEIN

»Das Jungsein muss überwunden werden, einen anderen Sinn hat es nicht.«

VON KATIA SCHWINGSHANDL

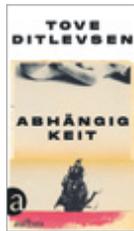
Tove Ditlevsens (1917–1976) Autobiografie in Form von drei separaten Teilen ist aus mehreren Gründen so bestaunens- wie lesenswert: Zum einen bannt sie ihre Leser/innenchaft gekonnt leichtfüßig in die Schwere ihres Alltags,



zum anderen schreibt sie über diesen Alltag, geprägt von Sehnsucht und Dichtung, Armut und Krieg, pfiffig, weise und aufrichtig.



Die ersten beiden Teile »Kindheit« und »Jugend« bilden den Kampf ab, den sie schon früh für ihr Dasein als Schriftstellerin ficht, und strotzt vor klugen Sätzen wie: »Jeder Mensch hat seine eigene Wahrheit, so wie jeder Mensch seine eigene Kindheit hat.«



Die kleine Tove baut Burgen, Schlösser und Träume in ihrem Innersten, gut versteckt natürlich, sonst macht man sich lustig. Das Geheimhalten ihrer Sehnsüchte verinnerlicht sie gemeinsam mit sämtlichen bürgerlichen Rezepten für Glück früh – und arbeitet sich ihr Leben lang daran ab. Nicht ohne Humor, einmal glaubt Tove, die »weltweite Depression« hätte auch sie befallen. »Die Sehnsucht ... Stirbt nie ganz, solange ich lebe« ist einer der letzten Sätze im dritten Teil »Sucht«, dessen Titel auf Dänisch (»Gift«) nicht nur einen tödlichen Stoff, sondern auch »verheiratet« bedeutet. Und irgendwie ist auch die Ehe ihr Gift: Als der Arzt Carl ihr während einer Abtreibung Pethidin, eine frühe Form von Heroin, spritzt, verspricht sie sich, diesen Mann nie wieder loszulassen, halb wissend, dass das ihr erster Schritt in einen tiefen Abgrund ist.

Tove Ditlevsen
Die Kopenhagen-
Trilogie
Übers. v. Ursel
Allenstein
Aufbau, 448 S.
Vollständig ersch.
am 15.02.21

Ditlevsen beging mit 58 Jahren Suizid, die Kopenhagen-Trilogie ist jedoch mehr als dessen Vorbote, sie ist wertvoller Blick in das Leben einer Frau, die schreiben muss. ■



Ein mit Steinen befestigter Zettel im Wald kündigt von einem Mord, der nie aufgeklärt werden wird. Ottessa Moshfeghs neuer Roman ist ein düsteres Spiel mit dem Krimigenre und der Kraft des Erzählens.

SCHRÖDINGERS MORD

VON SOPHIE WEIGAND

Auf einem Spaziergang mit ihrem Hund Charlie findet Vesta Guhl eine Notiz: »Sie hieß Magda. Niemand wird je erfahren, wer sie ermordet hat. Ich war es nicht. Hier ist ihre Leiche.« Vesta ist wie vom Donner gerührt, nicht zuletzt deshalb, weil die vorgebliche Leiche nicht an Ort und Stelle liegt. Ist die Notiz ein morbider Scherz, ein schriftstellerischer Versuch? Ottessa Moshfeghs »Der Tod in ihren Händen« jedenfalls beginnt mit dieser unerhörten Begebenheit, die die ältliche Vesta in ihren Grundfesten erschüttert. Sie lebt nach dem Tod ihres herrschsüchtigen Mannes abgeschieden und zurückgezogen in einem alten Haus am See, erst vor Kurzem ist sie in die Gegend gezogen. Nach dem ungewöhnlichen Fund ist Vestas Neugier geweckt und sie beginnt über die Umstände der Nachricht nachzudenken. Wer war Magda und wer war ihr Mörder? Gibt es überhaupt einen Mord? Schon früh verwebt Ottessa Moshfegh die Vorstellungen ihrer Figur mit den tatsächlichen Ereignissen. Was als Recherche in der Bibliothek und als eigener Schreibversuch Vestas beginnt, manifestiert sich plötzlich in der Realität des Romans. Figuren, die Vesta sich nur ausgedacht hat, um eine mögliche Geschichte der getöteten Magda zu erzählen, werden real und treffen mit Vesta zusammen. »Der Tod in ihren Händen« wirft Stück für Stück die wichtige Frage auf, wer hier eigentlich wen erzählt. Die schmale Linie zwischen Fiktion und dem, was wir als erzählte Realität begreifen könnten, verwischt zunehmend. Liest sich Vestas Geschichte zunächst noch wie eine Selbstermächtigung – ihr Mann Walter war ein dünklerhafter Akademiker, der sie und ihre Fähigkeiten stets geringschätzte –, verliert sie, wie es scheint, im Verlauf immer mehr die Kontrolle über ihre Gedankenwelt. Vesta erzählt und sie wird erzählt, sie findet im Mordopfer eine Projektionsfigur für ihre eigene Ohnmacht.



Ottessa Moshfegh
Der Tod in ihren Händen
Übers. v. Anke Caroline Burger
Hanser Berlin,
256 S.

Es ist nicht das erste Mal, dass Ottessa Moshfegh sich einem düsteren Kriminalstoff widmet. Bereits »Eileen«, im Mittelpunkt des Romans eine unscheinbare junge Frau, die in einer Jugendstrafanstalt ihren Dienst tut, war wunderbar spröde und unprätentiös. Moshfeghs schnörkelloser, direkter Stil spiegelt die Verlorenheit ihrer Figuren. Ihr Blick gilt den abgehängten, einsamen Menschen, von deren Lebenswelt die meisten nichts wissen wollen. Sie erzählt von Gewalt, Sucht und Ausweglosigkeit – etwa in ihrem Erzählband »Heimweh nach einer anderen Welt«. Ihre Protagonistinnen sind eigensinnig und widerspenstig, wenige von ihnen eignen sich als holzschnittartige Identifikationsfiguren; wenn sie auch mitunter Dinge tun, die man vielleicht selbst gern täte. In »Mein Jahr der Ruhe und Entspannung« etwa entscheidet sich eine gebildete junge Frau zu einer Art Winterschlaf, zu dem ihr eine äußerst freigiebige Psychiaterin mit Medikamenten verhilft. Der Roman ist nicht nur eine pointierte Veralberung gewisser Teile des Kunstbetriebs, er feiert eine Art Sofa-Sabbatical in Zeiten des Turbo-Kapitalismus. Vesta Guhl (vereinzelt wird sie sehr prophetisch Ghul genannt, was sie jedoch entschieden ablehnt) passt gut in die Reihe von Protagonistinnen, die in Grenzgebieten unterwegs sind: Im Kampf mit den eigenen Dämonen und denen, die sie selbst – womöglich unabsichtlich – erschafft. »Der Tod in ihren Händen« erzählt keine geradlinige Kriminalgeschichte, vielmehr schlägt der Roman Haken in der brüchigen Innenwelt seiner Figur. Zuletzt wissen wir vielleicht nicht, wer Magda war und ob Magda war. Moshfegh wäre nicht Moshfegh, wenn sie uns das einfach verraten würde. Aber wir wissen etwas über die umwälzende Kraft des Erzählens – und darüber, wie man theoretisch einen Krimi schreibt. ■

Noblesse mit Zufall

Der neue Roman von Martin Mosebach liebt und neckt seine Charaktere.

Büchner-Preisträger Martin Mosebach schaut auf Fotos oft drein wie der Opa, kurz bevor er dem Enkel die Nase abzwickt. Das passt zu dem Schalk, mit dem er auch für seine Figuren immer etwas im Schilde zu führen scheint: In seinem neuen Roman »Kraus« für den titelgebenden Kaufmann und selbsternannten Gönner, dessen kurzzeitigen Sekretär Dr. Jüngel und die lebensfrohe Lidewine Schoonemaker. Der Autor liebt alle drei sichtlich sehr, lässt sie an seiner geschliffenen Ausdrucksweise teilhaben und führt sie großzügig bis Neapel, Frankreich und Kairo, aber er weidet sich auch gerne an ihren Schwachstellen.

Bei Dr. Jüngel etwa, der eigentlichen Identifikationsfigur, sind dies sein gar ernster Blick aufs Leben und seine übermäßige Unterwürfigkeit. Zu Beginn des Romans ist Dr. Jüngel für die Abwicklung einer Reise zuständig, die Kraus mit seiner Entourage unternimmt. Lidewine wird als eine Art Eskortdame hinzugeheuert, verstößt aber schon nach wenigen Tagen gegen die eigentümliche Vertragsklausel, zwar mit Herrn Kraus keine sexuelle Beziehung einzugehen, aber bitte auch mit niemand anderem. Als nächstes erleben wir Jüngel Monate später, wie er fast den Verstand verliert.

Eine gewisse Schwäche dieser mit makelloser Noblesse niedergeschriebenen, aber auch seltsam ziellosen Erzählung liegt in einem achselzuckenden Rückgriff auf das Mittel des Zufalls, den uns Mosebach als eine Art Schicksal schönredet. Dafür entschädigt, wie feinsinnig – und eben gar nicht kraus – er die Charaktere zeichnet, die dieses Schicksal erleben. ■

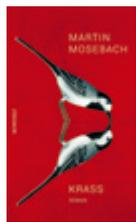
Martin Thomas Pesl

Gott im Hubschrauber

Postdigitaler Versuch über eine verlorene Generation

Eine Situation buhlt mit der nächsten um Absurdität und Verwirrspiel, eine neue Generation an verlorenen Individuen sucht den ultimativen Sinn, findet ihn am Ende im Gott aus dem Hubschrauber, der bei genauerem Hinsehen irgendwie sogar der Erzähler selbst ist. Jakob Nolte könnte sich gedacht haben: So, wie Angehörige der Generation X, Y, Z oft ratlos vor ihrem Leben stehen, können sie genauso gut ratlos vor diesem Buch sitzen. Die Geschichte: Tobias lernt seine große Liebe Tobias in Belgrad kennen, weil der gerade dabei ist, die Gräber aller sozialistischen Rädelsführer abzuklappern. Der andere, der Tobias, um den es geht, mausert sich daraufhin vom semi-erfolgreichen Schriftsteller zum Priester, der im Falafelladen über die Taufe philosophiert, bis hin zum esoterischen YouTube-Star und am Ende zum Obdachlosen. Seine ehemalige große Liebe Alina verwandelt er in ein Kaninchen, und auch sonst driftet eigentlich so gut wie jede – ausgesprochen fantasiereich konstruierte – Szene in ein Paralleluniversum ab. Dabei lässt er es nicht gerade an Sarkasmus gegenüber der Schriftstellerwelt fehlen, von einer Sammelklage gegen den ORF ist einmal die Rede, weil der Bachmannpreis Autor/innen in den seelischen Ruin treibe.

Wer bei Nolte auf einen Erzählstrang hofft, dem einfach zu folgen ist, wird enttäuscht. Wer jedoch abgespactet, knapp an der Wirklichkeit vorbeischrämmende Szenen voller Sozialkritik mit einem Touch Heiligkeit lesen möchte, der greife zum gar nicht so kurzen Buch über Tobias. ■



Martin Mosebach
Kraus
Rowohlt, 528 S.



Jakob Nolte
Kurzes Buch über Tobias
Suhrkamp, 231 S.
Ersch. am 15.02.21



Norbert Gstrein
Der zweite Jakob
Hanser, 448 S.
Ersch. am 15.02.21

Von Schuld und Sühne

Norbert Gstrein auf der Höhe seines Schaffens: »Der zweite Jakob«

Kurz vor seinem sechzigsten Geburtstag wird ein österreichischer Schauspieler, der als Frauenmörder in Hollywood debütierte, von seiner nicht glamourösen Vergangenheit eingeholt: »Was ist das Schlimmste, das du je getan hast?« Die Frage seiner Tochter bringt das mühsam zusammengehaltene Konstrukt aus Leben und Lüge zum Einsturz, das der windige Biograf, der bei ihm ein und aus geht, nicht abgründiger hätte erfinden können. Sie führt ins mexikanisch-amerikanische Grenzland, in dem der Schauspieler abseits der Kamera eine unrühmliche Rolle darbot (die u.a. mit Fahrerflucht zu tun hatte). Die Wahrheit kam nie an die Öffentlichkeit. Doch in Gestalt seiner Tochter bekommt er die Rechnungen seines Lebens präsentiert.

Wie gewöhnlich spielt Gstrein mit Versatzstücken aus seiner Biografie. Der Protagonist und Ich-Erzähler ist der Spross einer Tiroler Hoteliers- und Skifahrerfamilie. Von seinem wunderlichen Onkel Jakob hat er den Künstlernamen, der immer mehr zur Bürde wird. Am berühmtesten wurde »der zweite Jakob«, weil er die Rolle des Jack Unterweger ablehnte, in der dann John Malkovich brillierte.

Jeder Mensch hat wenigstens eine Geschichte in seinem Leben, von der er nicht will, dass jemand anderer sie zu hören bekommt, heißt es im Vorgänger »Als ich jung war«. Was macht ein Leben aus? Woher kommen wir? Was geben wir weiter? Wann beginnt Schuld? »Der zweite Jakob« führt die großen Fragen fort. In wenigen Minuten wird eine ganze Biografie umgeschrieben. Mit deren Versäumnissen schlagen wir uns den Rest unseres Lebens herum. Ein großer Roman von hoher Suggestivität. ■

Dagmar Kaindl

GANZ SCHÖN
KURIOS

HALT IM NIRGENDWO

Kurzzeitzauber und Mythos der Moderne: Florian Werner hat eine Liebeserklärung an die (deutsche) Raststätte geschrieben.

VON ALEXANDER KLUY

Ankündigungsbaken, Ausfädelungsspuren, Asphaltbrauche. Das vierte A, das man mit der Autobahnraststätte assoziiert, ist: astronomische Preise für kulinarische Debakel. Es ist einer jener Nicht-Orte, die die mobile Moderne schuf. Raststätten sind unpopulär, das Gegenteil von schön oder sehenswert. Funktionalität in ihrer schäbigsten Minimalausprägung findet man hier.

In Deutschland machen jedes Jahr an den rund 450 Autobahnraststätten mehr als 500 Millionen Menschen Halt. Abertausende arbeiten dort. Diese Autogrills, wie sie in Italien heißen, sind Knotenpunkte der Mobilität, der Historie, sind, wie der in Berlin lebende Philosoph und kulturhistorische Essayist Florian Werner, in der Vergangenheit Autor von Büchern über Trottellumme, die Kuh, den Kot oder die Schüchternheit, es ausdrückt, nicht nur ein Mikrokosmos, sondern auch ein »Motorkosmos«. Über den Mikrokosmos Garbsen Nord, eine deutsche Raststätte bei Hannover, beugt er sich als teilnehmender Beobachter. Das Vorhaben ist, wie er bekennt, eine Reverenz an den New Yorker Reporter Gay Talese. Kultur, Mentalität, Mentalitätsveränderungen will er ausloten, den Schleier absoluter Unterdurchschnittlichkeit lüften.



Florian Werner
Die Raststätte.
Eine Liebes-
erklärung
Hanser Berlin,
160 S.

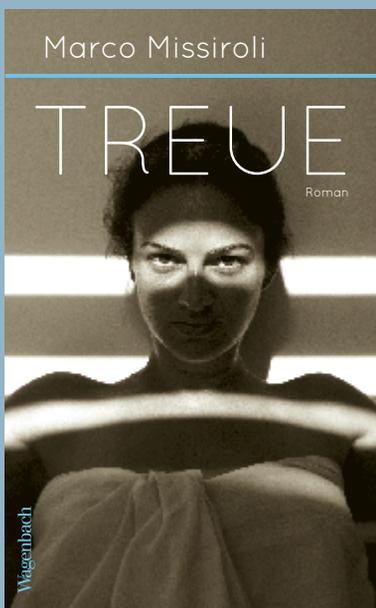
In der Mitte der 1930er-Jahre gründet der Anfang, bei Fritz Todt, NS-Generalinspektor für das Straßenwesen. Im Zuge der neuen Reichsautobahnen, vor 1933 von den Nazis bekämpft, dann von ihnen massiv vorangetrieben, war es das Ziel, entlang der neuen Fernstrecken für Regeneration zu sorgen. 1936 gab es 1000 km Autobahn, und am Chiemsee, auf halber Strecke zwischen München und Hitlers Obersalzberg-Anwesen, entstand das erste Rasthaus mit eigener Dampferanlegerstelle.

Tankstelle, Tankstellenshop, Lkw-Parkplatz, Rasthaus, Motel. Die übliche Reihung. Werner sprach mit dem Raststättenpächter, einer Angestellten, mit einem Flaschensammler, Polizisten, Politiker, Botaniker und Fernfahrer. Dazu gibt es mit der Berliner Raststätte Avus einen Nachklapp. Manchmal sind die vielen Blitzlichtvignetten eher banal. Hier und da schimmert sacht Arroganz hindurch.

Ausgesprochen schade, dass sich Werner auf Deutschland beschränkt. Wie hätte er Landzeit und Rosenberger in Österreich erlebt? Und in Italien hätte er die glanzvolle Geschichte des Autogrills und die sich erfüllenden grenzenlos ambitionierten Träume der Herren Konditoren Pavesi und Motta erzählen können sowie von Eleganz und einst außergewöhnlicher Architektur entlang der Autostrade. ■

»Kompromisslos legt dieser Roman die Empfindungen unserer Zeit offen: Was ist aus uns geworden, was sind unsere Kämpfe und Freiheiten? Marco Missiroli rührt an unsere verborgensten Abgründe.«

Roberto Saviano



Marco Missiroli
Treue

Roman
Aus dem Italienischen von Esther Hansen
Gebunden mit Schutzumschlag
256 Seiten
€ 23,- / € (A) 23,70
ISBN 978 3 8031 3330 4
Auch als E-Book erhältlich

Vom Ende der Hoffnung

Alaa Al-Aswanis Panorama über das Scheitern der ägyptischen Arabellion

Generalmajor Alwani ist Chef des ägyptischen Inlandgeheimdienstes. Seine Tochter Dania ist Medizinstudentin, die sich in einer Menschenrechtsorganisation engagiert. Asma' ist Junglehrerin, die erst gemäßregelt, dann faktisch Berufsverbot erhält, weil sie sich weigert, den Hidschab, den Schleier, zu tragen. Der junge Ingenieur Mazen, dessen Vater zehn Jahre in ägyptischen Gefängnissen einsaß, muss mitansehen, wie das Zementwerk, in dem er Arbeit fand, systematisch durch Inkompetenz und ausländische Investoren ausgeblutet wird. Ein Scheich und Religionslehrer, der sämtliche weltliche Güter inklusive Mercedes-Automobile mehr als schätzt. Korruption und Lügen. Berechnung, Bigotterie, Gier und Habgier. Luxus und Nepotismus. Gewalt und Folter. Der in New York lebende ägyptische Romancier Alaa Al-Aswani, vor zehn Jahren ein Intellektueller der »Arabellion«, zeichnet ein gallenbitteres Unsitzen-Panorama des Nillandes.

Es ist 2010/11. Erste friedliche Demonstrationen formieren sich auf den Straßen Kairos. Sie werden immer größer. Der Traum von Demokratie und Gerechtigkeit scheint Wirklichkeit werden zu können. Die Hoffnungen der Jugend sind groß, werden immer ausgreifender. Und zerstieben infolge erbarmungslos brachialer Gewalt des Militärs und der »Sicherheitskräfte«. Kein Wunder, dass im Ägypten General al-Sisis, noch schärfer reglementiert als einst unter Mubarak, dieser ein wenig zu lang geratene Roman nicht erscheinen durfte – die arabische Originalausgabe erschien 2018 in Beirut. ■

Von Bäumen und Bühnen

Ein poetisches Meisterwerk über die Schönheit des Klavierspiels

Tomura verbrachte seine Kindheit in den Wäldern, nahm dort Geräusche und Gerüche wahr, die ihn sein Leben lang begleiten, und fühlt sich durch den Klang eines Klaviers als junger Erwachsener plötzlich dorthin zurückversetzt. Nachdem er bei einer zufälligen Gelegenheit einem Klavierstimmer bei seiner Arbeit lauscht, möchte er diesen Beruf unbedingt auch selbst erlernen. Obwohl er bis dahin nie in Berührung mit diesem Instrument gekommen ist: Der Klang des Klaviers verzaubert ihn auf der Stelle. Er begibt sich in die Welt der eigenwilligen Stimmer, macht eine zweijährige Ausbildung und bekommt tiefe Einblicke in die Lebensgeschichten der Pianistinnen und Pianisten, die alle ihre ganz eigenen Bühnen besteigen. Am meisten begeistert etwa die Geschichte der entzückenden Zwillinge Kazune und Yuni – beide hochbegabt, doch beide mit so völlig unterschiedlichem Spiel, dass man es kaum glauben mag.

Die 1967 geborene Japanerin Natsu Miyashita transportiert perfekt den Zauber des Klaviers als »solch ein Wunderwerk, das unsichtbar Schönes aufgreifen und ihm eine hörbare Form verleihen kann« – ob die akkurat beschriebenen Stimmprozesse allerdings für jede/n interessant sind, ist fraglich. In Japan ist »Der Klang der Wälder« bereits ein Millionenbestseller, wurde 2018 verfilmt, und Natsu Miyashita erhielt dafür den japanischen Buchhändlerpreis. Die Übersetzung von Sabine Mangold macht es nun möglich, diesen wunderbar poetischen Roman über die Schönheit und die Kraft der Musik auf Deutsch zu lesen. ■



Alaa Al-Aswani
Die Republik der Träumer
Übers. v. Markus Lemke
Hanser, 464 S.



Natsu Miyashita
Der Klang der Wälder
Übers. v. Sabine Mangold
Insel, 238 S.
Ersch. am 15.02.21

Alexander Kluy

Maria Nowotnick



UNTER SCHMERZEN FRAU SEIN

Ein Riss durch die Gesellschaft:
»Kim Jiyoung, geboren 1982« von
Cho Nam-Joo

— VON DAGMAR KAINDL

Basierend auf teils autobiografischen Erfahrungen und erschütternd ehrlich schildert die südkoreanische Autorin den alltäglichen Sexismus, dem Frauen nicht nur in ihrer Heimat ausgesetzt sind: Die Diskriminierung der Frauen ist eine universelle Konstante. Der Protagonistin Kim Jiyoung ergeht es wie den meisten ihres Geschlechts, ihr Bruder wird ihr und ihrer Schwester von klein auf vorgezogen. Das beginnt schon bei Tisch – Bruder und Vater bekommen als Erste mehr Essen – und setzt sich an der Schule und am Arbeitsplatz fort. Die übergriffigen Männer werden weit- aus besser bezahlt, Frauen bei Beförderungen konsequent übergangen. Auf der Damentoilette in Jiyoungs Firma wird eine versteckte Kamera installiert, die Fotos werden auf einer einschlägigen Seite hochgeladen. Da hat Jiyoung aber bereits ihre Karriere zugunsten ihrer Familie aufgegeben. 2014 kündigte tatsächlich jede fünfte verheiratete Südkoreanerin ihren Job wegen Eheschließung, Schwangerschaft oder Kinderbetreuung. Jiyoung entwickelt daraufhin eine schwere Psychose: Sie spricht mit den Stimmen ihrer Mutter und ihrer Schwiegermutter. Es ist ihr Psychiater, der ihr Leben hier erzählt.

Chos inzwischen auch erfolgreich verfilmtes Buch provozierte bei seinem Erscheinen im wirtschaftlich florierenden, aber gesellschaftlich konservativen Südkorea heftige Reaktionen in beide Richtungen. Seouls Bürgermeister hat kürzlich unter Berufung auf den Roman das Kindergeld erhöht. Wie schön, dass Literatur noch solche Macht hat. ■

Cho Nam-Joo
Kim Jiyoung, geboren 1982
Übers. v. Ki-Hyang Lee
Kiepenheuer & Witsch, 208 S.



Foto: Minumsa

LOBLIED DER FRAUEN

Der Marokkaner Mahi Binebine erzählt von Traum, Traumata, Emanzipation.

— VON ALEXANDER KLUY

Die Marokkanerin Hayat war nicht nur in der Rue du Pardon immer schon Außenseiterin, und zwar wegen ihrer blonden Haare. Hayats Rettung aus der kalten, brutalen Familie – der Vater vergewaltigt sie regelmäßig, bis sie fliehen kann – sind der gutherzige Großvater, Portier in einem Grandhotel, und Serghinia, »Mamyta« genannt, die Nachbarin, bei der sich Hayat erstmals geschminkt und verkleidet hat. Sie ist von früh an fasziniert von der Diva, als Tänzerin und Sängerin eine arabische Geisha. Später stößt sie zu deren Truppe, stirbt fast, und erfüllt sich nach dem Tod von Mamyta einen Lebenstraum: Sie stellt eine eigene, erfolgreiche Tanztruppe zusammen.

Für das Tanzen findet der 1959 geborene Mahi Binebine aus Marrakesch eine kraftvolle, plastische, bildstarke Sprache: »Aufrecht, beherrschend, mit offenen, führerischen Armen wie Äste einer Zeder, die Spatzen zu einer liebestrunknen Parade auffordern, stimmte sie Lieder an, in denen sich das Schlüpfrige und das Heilige miteinander verwoben, ließ ihren Dämonen freien Lauf, um sich fast bewusstlos in die Menge zu stürzen. Dann riss die Brandung ihren Leib an sich, schlug den Weg der Schauer ein, erreichte den Unterleib, der sich aufrichtete, verschlang den Nabel und ließ langsam nach wie eine ersterbende Welle. Das Wogen kam wieder auf, wurde ansteckend, erfasste die Anwesenden und riss sie in ein fieberndes Schlingern.« Ein Loblied auf starke, stolze Frauen ist dieser intensiv sprachfiebri- ge, zu Recht für den Prix Renaudot nominierte Roman. ■



Mahi Binebine
Rue du Pardon
Übers. v. Christiane Kayser
Lenos, 158 S.

Foto: Laurent Moulager

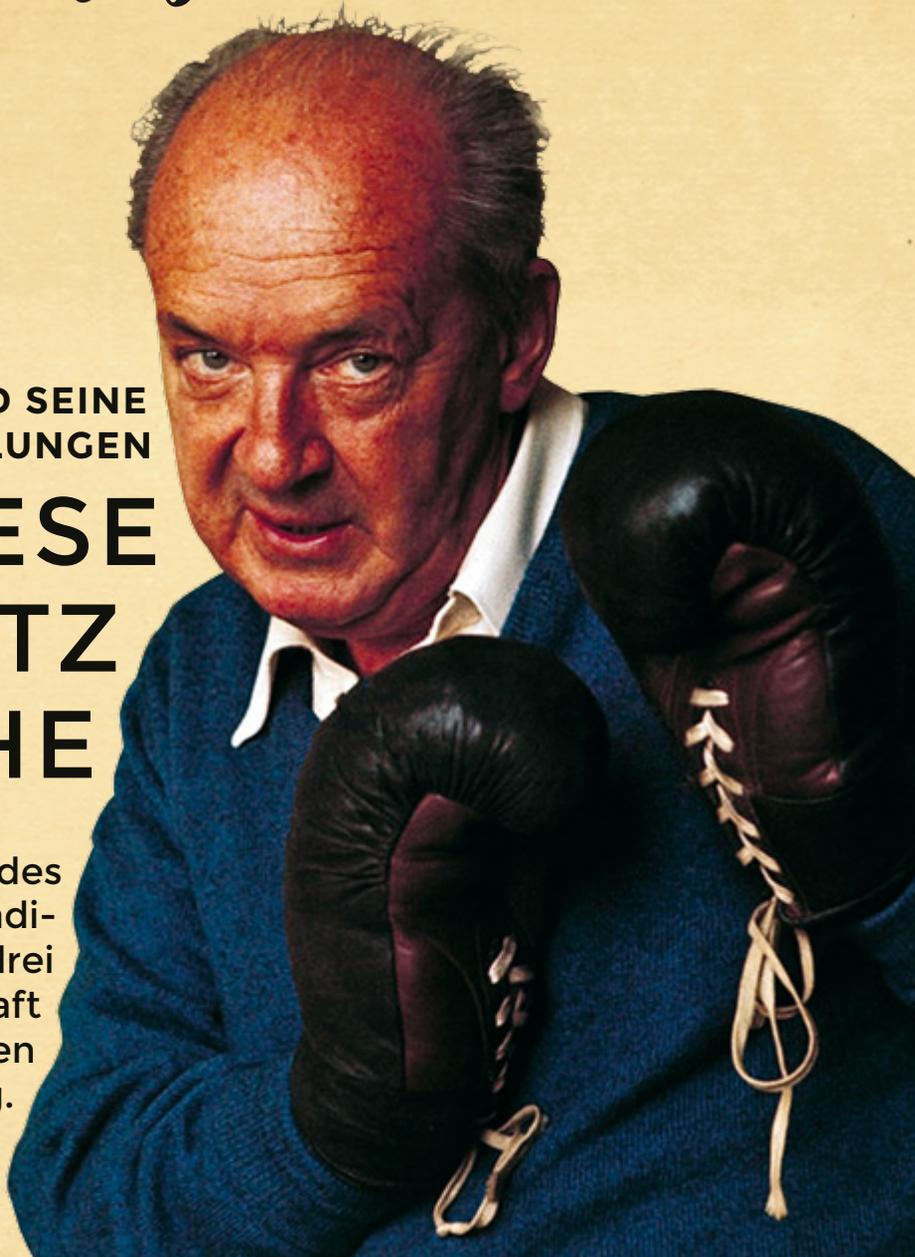


Wiedergelesen

**NABOKOV UND SEINE
POLYGLOTTEN ERZÄHLUNGEN**

LESE SCHATZ SUCHE

**69 Erzählungen des
»Lolita«-Autors Vladi-
mir Nabokov, aus drei
Sprachen meisterhaft
übersetzt, erscheinen
im Rowohlt-Verlag.**



— VON MARTIN THOMAS PESL

Einmal geht vielleicht noch – oder sogar öfter? Die Publikationsgeschichte der Erzählungen Vladimir Nabokovs ist eine aufregende Schatzsuche. Seit der deutschen Gesamtausgabe 1989 ist manch Neues aufgetaucht. Obwohl der Großmeister selbst Hinweise streute, mit seinem Sohn Dimitri zusammen seine Texte zwischen Sprachen hin und her übersetzte und Notizen Marke »Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich diese Geschichte dann und dann geschrieben habe« daran heftete, ist es sehr wahrscheinlich, dass noch ein paar Goldstücke irgendwo ihrer Exhumierung harren. Penibelster Goldgräber im deutschen Sprachraum war bisher der Anglist Dieter E. Zimmer, der von einer lückenlosen Nabokov-Gesamtausgabe träumte und leider im Juni 2020 mitten im Herausgabeprozess »Einzelheiten eines Sonnenuntergangs« und »Wolke, Burg, See« verstarb. Von den mindestens 70 Erzählungen, die Nabokov in den Jahren von 1921 bis 1952, erst vom Berliner, dann vom US-amerikanischen Exil aus ver-

fasste, hat Zimmer in der zweibändigen Ausgabe immerhin 69 chronologisch und in Übersetzungen versammelt, die teils zum Niederknien gut der Intelligenz und Experimentierfreude des russischen Autors gerecht werden.

Wer sie auf knapp 1200 Seiten alle liest, bekommt das ganze Spektrum des Nabokov-Universums: Der Mann liebte Spott und Sehnsucht, Schmetterlinge und Schach, Sprachen und Spiele (mit Sprache). Wie kein anderer konnte er in der präzisen Beschreibung eines Blattes oder einer optischen Täuschung im Berliner Stadtbild verweilen. Vor allem durch die frühen Erzählungen zieht sich aber auch ein makabres Interesse für den Tod. Am Leben hängen die Protagonisten jedenfalls selten. Und wenn doch, kommt bei Nabokov eine Prise Spott hinzu, wenn sie sich an ihrem letzten Tag die abenteuerlichsten Reisen einbilden, um dann als bittere Pointe erst recht ihr Totenbett nie mehr verlassen zu haben.

Im zweiten Band nehmen die formalen Fingerübungen zu. Geschichten sind in Briefe an den Autor oder von ihm an die Verfasserin eines vermeintlich (aber eigent-

Foto: Wikimedia Commons

Karl-Markus Gauß

lich überhaupt nicht) sein missglücktes Liebesleben beschreibenden Romans gegossen. Der Autor »rekrutiert« im Alltag eine unbedeutende Nebenfigur für sein literarisches Werk oder kapert still und heimlich eine Figur aus Oscar Wildes »Dorian Gray«. Tiefe Traurigkeit angesichts des notwendigen Dauerexils lässt sich aber auch hier bisweilen spüren. Hier nun fünf Gustostücke aus dem Nabo-Koffer.

»KLÄNGE« (1923)

In Nabokovs laut Chronisten vierter Erzählung erinnert sich der Verfasser an eine Frau, mit der er vier Jahre zuvor eine Affäre hatte. Nach einem gemeinsamen Höflichkeitsbesuch bei einem Langweiler trennte diese sich von ihm. Eigentlich ist nichts passiert, aber die Details des Augenblicks, schillernd geschildert, schienen keinen anderen Ausgang zuzulassen. Ein lakonischer Satz im Trennungseifer zeigt dessen Lächerlichkeit: »Du fassst den Griff der Glastür – rütteltest daran, konntest sie nicht sofort öffnen. Das war sicher qualvoll.«

»DER KARTOFFELELF« (1924)

Schmerzlich passgenaues Einfühlen in die Seele von seinesgleichen war eine Sache Nabokovs, eine gewisse Vorliebe für Freaks eine andere. Lange bevor er einem siamesischen Zwilling die Stimme lieh (»Szenen aus dem Leben eines Doppelmonsters« 1950), erschien diese kuriose Rache Geschichte, in der ein kleinwüchsiger Magierassistent diesen mit seiner Frau betrügt und an ihrer Zurückweisung zerbricht.

»WOLKE, BURG, SEE« (1937)

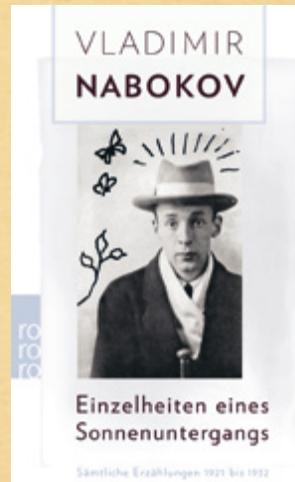
Die Erzählung, nach der Band zwei benannt ist, beschreibt mit schwärzestem Humor einen grotesken Horrortrip: Ein Kleinbürger gewinnt eine Reise, an der er am liebsten gar nicht teilnehmen würde, doch wird ihm zu verstehen gegeben, dass er muss. Die Folge ist ein Albtraum einer auch heute noch gültigen Satire auf Gruppenreisen, bis zum Schluss unversöhnlich: Als der Mann die Landschaft seiner Träume entdeckt und beschließt, dort zu bleiben, kommen die anderen Reisenden und verprügeln ihn.

»ULTIMA THULE« (1939/40)

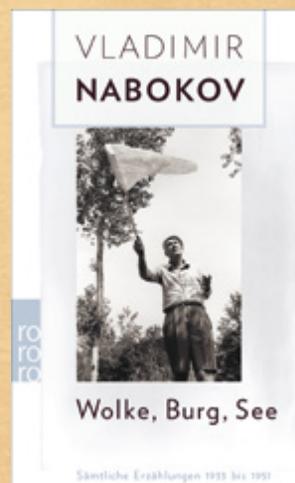
Hieraus hätte ein Roman werden sollen, aber mit der Migration nach Amerika begrub Nabokov das Projekt. Die Erzählung könnte sich aber auch als Theaterdialog eignen: Ein Mann hat plötzlich »alles« durchschaut, Leben, Tod, Jenseits, Gott oder nicht Gott. Da jedoch sein Arzt, dem er es darlegte, daraufhin starb, verweigert er fürderhin jede Auskunft. Wie der Ich-Erzähler mit geschickten Fragen versucht, ihm Nützliches zu entlocken, ist packend auf höchstem geistigen Niveau.

»GENREBILD 1945« (1945)

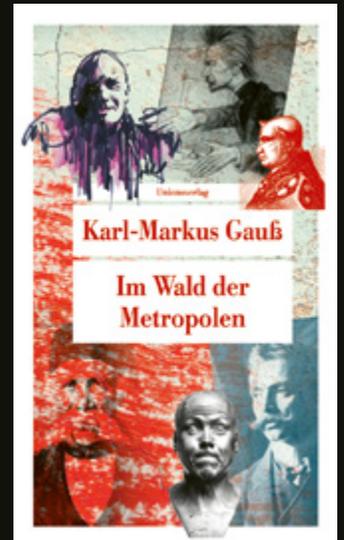
Nabokov schrieb diese Geschichte, als er bereits nach Boston ausgewandert war, wie die meisten in Amerika entstandenen Texte (auch den berühmten Roman »Lolita«) auf Englisch. Der Ich-Erzähler, russischer Exilautor wie er, leidet unter der lebenslangen Verwechslung mit einem Namensvetter, der politisch auf der Gegenseite steht. Ein Zitat hieraus, nicht relevant, aber schön: »Ich habe mich oft gefragt, wie ein dünner Deutscher es immer fertigbringt, in einem Regenmantel so gesäßlastig auszusehen.« ■



Vladimir Nabokov
Einzelheiten eines
Sonnenuntergangs. Sämtliche
Erzählungen 1921
bis 1932
Rowohlt, 672 S.
Ersch. am 16.02.21



Vladimir Nabokov
Wolke, Burg, See. Sämtliche
Erzählungen 1933
bis 1951
Rowohlt, 608 S.
Ersch. am 16.02.21



304 Seiten, Taschenbuch

»Ein Buch der Entdeckungen und freigelegten Fährten, eine autobiografisch grundierte Kartografie Europas – eine unwiderstehliche Lektüre.«

Ilma Rakusa



Wiederentdeckt



EIN FISCH, DEN DAS WASSER NICHT LIEBT

Kafkas Albtraumwelt im süd-amerikanischen Tropenwald

VON KONRAD HOLZER

Was war das für eine Begeisterung, als sich die latein-amerikanische Literatur 1976 als Gast bei der Frankfurter Buchmesse der deutschsprachigen Welt öffnete. Der »magische Realismus« faszinierte, schlug ein. Im selben Jahr 1976 putschte in Argentinien das Militär, der erfolgreiche Autor Antonio di Benedetto wurde ohne Angabe von Gründen eingesperrt, konnte das Land verlassen, aber erst 1984 wieder in seine Heimat zurückkehren. »Alt, niedergeschlagen und verbittert« erfüllte er die Erwartungen, die in ihn gesetzt wurden, nicht mehr und starb 1986. Erzählt der Literaturnobelpreisträger J. M. Coetzee im Nachwort zu »Zama wartet« mit dem Titel: »Ein großer Schriftsteller, den wir kennenlernen sollten.« Di Benedetto schrieb die erste Fassung des Buchs 1956, Maria Bamberg überarbeitete ihre intensive Übersetzung noch einmal für die Neuauflage. Der Roman spielt 1790 in Paraguay, irgendwo an einem Flusshafen. Zama, der Titelheld, hat seine erfolgreichste Zeit hinter sich und wartet in der Provinz auf die Rückkehr nach Buenos Aires. Jemand erzählt ihm die Geschichte vom Fisch, den das Wasser nicht liebt. Es ist ihm unbehaglich, dabei auch an sich denken zu müssen. Zama mag sich nicht und auch nicht die Menschen in seiner Umgebung. Er verachtet seine Sinnlichkeit und seine Lethargie, in der er sich angeödet und verdrießlich aufs Warten beschränkt. (Der Autor widmet das Buch »Den Opfern des Wartens«.) Auf der Suche nach einem Banditen erlebt er real Fürchterliches und irreal Beängstigendes. Am Ende hebt di Benedetto in kafka'sche Rätselhaftigkeit ab. ■



Antonio di Benedetto
Zama wartet
Übers. v. Maria Bamberg, Wagenbach, 256 S.

COMING-OF-AGE IM BARRIO

Ein amerikanischer Klassiker vom Traum vom Haus für sich allein

VON MAGDA BIRKMANN

Sandra Cisneros ist eine der bekanntesten mexikanischstämmigen Autorinnen Amerikas, ihr erster Roman »Das Haus in der Mango Street« aus dem Jahr 1984 ist in den USA seit vielen Jahren gängige Schullektüre. Gerd Burgers deutsche Übersetzung von 1992 jedoch war hierzulande seit vielen Jahren vergriffen und ist erst kürzlich wieder neu aufgelegt worden. Erzählt wird aus der Sicht der etwa 12-jährigen Protagonistin Esperanza, die, genau wie auch die Autorin selbst, als Tochter mexikanischer Einwanderer in einem hispanischen Viertel Chicagos aufwächst, dort Freundschaften mit anderen Mädchen schließt und neben den normalen Hürden des Erwachsenwerdens vor allem auch mit der Armut und dem Sexismus in ihrem Barrio konfrontiert wird. Deshalb träumt Esperanza von einer Zukunft jenseits der beengenden Verhältnisse der Mango Street und wünscht sich ein Haus für sich allein. Cisneros verzichtet in ihrem Bildungsroman auf eine lineare Erzählung, stattdessen setzt sich die Geschichte aus 44 kurzen, oft nur wenige Absätze umfassenden Vignetten zusammen, die jeweils für sich stehen können und keiner festen chronologischen Ordnung folgen – als würde die Protagonistin auf einer Busfahrt oder beim Warten im Waschsalon einfach ein bisschen aus dem Nähkästchen plaudern. Durch die größtenteils knappe, schnörkellose Sprache stechen gelegentliche poetische Passagen besonders deutlich hervor. Eine faszinierende Wiederentdeckung, die durch ein ausführliches neues Vorwort der Autorin abgerundet wird. ■



Sandra Cisneros
Das Haus in der Mango Street
Übers. v. Gerd Burger, Kampa, 160 S.

Foto: Benedikt Schmerman



SIE LIEBT WIE EIN MANN

»Ariane, jeune fille russe« aus 1920 ist neu übersetzt und sorgt für prickelnde Unterhaltung.

VON KATIA SCHWINGSHANDL

Claude Anet hieß eigentlich Jean Schopfer und war während des russischen Bürgerkrieges selbst einige Jahre vor Ort: Dass sich die Russen ob des in den 20ern doch recht alternativen Frauenbildes, das der sich nun wieder nach Frankreich zurückgezogene Schweizer mit »Ariane« so fantasiereich ersann, ein wenig auf den Schlipps getreten fühlten, ist zeitgeistig nachvollziehbar. Seine intellektuell-erotische Lolita-Geschichte tarnt er taktisch zweierlei. Nicht nur kleidet er die freizügige Ariane in einen hochreflektierten, über alle Maßen klugen Charakter, er rechtfertigt zugleich auch die Freuden seiner Leser über Arianes ausufernde Eskapaden mit einer edelmütigen Moral: Auch Frauen haben ein Recht auf ein freizügiges Sexualleben, müssen sich ganz nach dem Vorbild Casanovas keineswegs ihrer Liebhaber schämen. Außerdem liege dem wortwörtlichen Liebespiel der achtzehnjährigen Ariane Nikolajewna und des um einiges älteren Geschäftsmannes Konstantin Michail nichts Geringeres als der Topos der Liebe zu Grunde. Wenn dem so ist,

Foto: public domain, Bibliothèque nationale de France



Claude Anet
Ariane. Liebe am Nachmittag
Übers. v. Christian Wachinger
Dörlemann,
272 S.

dann ist die Liebe wohl ein zermürbendes, nervenaufreibendes Tauziehen, ein Wettbewerb, wer den längeren Atem haben wird, wer sich als erstes verwundbar macht und, nun ja, wer eben Erster ist. Ariane sträubt sich natürlich, bei aller Ironie, hinter der sie sich verbirgt, nur oberflächlich gegen das Erobertwerden – und dem Erobertwerden ist es schließlich zu verdanken, dass dieses 1924 im Zsolnay Verlag auf Deutsch erschienene Kräftespiel einen solch hohen Unterhaltungswert bietet. ■



ALISSA GANIJEWA

Geboren 1985, wuchs in Machatschkala/Dagestan auf und lebt heute als Literaturkritikerin und Autorin in Moskau. Ihr Debüt, die unter männlichem Pseudonym veröffentlichte Erzählung *Salam tebe, Dalgat*, löste heftige Reaktionen aus.

Die russische Mauer, ihr erster Roman, wird zurzeit in mehrere Sprachen übersetzt.



JOHANNES EIGNER

Geboren 1960 in Bad St. Leonhard, Kärnten. Studium in Graz (Rechtswissenschaften, daneben Übersetzer- und Dolmetscherstudium in Französisch und Russisch), 1985 Eintritt in den diplomatischen Dienst des österreichischen

Außenministeriums; seit 2017 österreichischer Botschafter in Russland, zuvor österreichischer Botschafter in Serbien. Nach Übersetzungen slowakischer und serbischer Literatur ist das vorliegende Buch seine erste Übersetzung aus dem Russischen.



ALISSA GANIJEWA

VERLETZTE GEFÜHLE

ROMAN

WIESER

Die Handlung des neuen Romans *Verletzte Gefühle* spielt in einer russischen Provinzstadt. Eines Tages, es regnet in Strömen, setzt sich ein Unbekannter zu Nikolaj ins Auto ... Damit beginnt ein Kaleidoskop von überbordender Korruption, Dreiecksgeschichten und detektivischen Rätseln. Wer ermordete den Minister für Regionalentwicklung Ljamzin? Wie kommt es, dass die frömmlicherische Beamtin Natalja Petrowna in nichts als einem Korsett posiert? Theaterabende und Vernissagen, Intrige und Verführung, Straßen und Idioten, Gelärm und Zornausbrüche – alle Ingredienzien aus dem realen Leben in Russland, vor unserer Nase.

ca. 254 Seiten, gebunden,
Lesebändchen, Prägedruck
EUR 21,00 · ISBN 978-3-99029-458-1
Bereits erschienen

Wieser Verlag

A-9020 Klagenfurt/Celovec • 8.-Mai-Straße 12
Tel. +43 (0)463 37036 • Fax +43 (0)463 37635
office@wieser-verlag.com



KULTURGESCHICHTE DES ORALEN

Eine Ausstellung bringt erstmals orale Motive der Kunstgeschichte zusammen.

Die Geschichte der menschlichen Kultur ist ohne das Orale undenkbar. Bevor es Schrift gab, bevor die ersten Höhlenmalereien die von Feuerschein erhellten Wände der Frühzeit zierten, haben Menschen am Lagerfeuer kultur- und identitätsstiftende Erzählungen weitergegeben. Spezialwissen wurde jahrtausendlang nur von Mund zu Ohr tradiert. Umso verwunderlicher ist es, dass erst jetzt die Kultur den Spieß umdreht und eine Kultur- und Motivgeschichte des Oralen zusammengetragen hat. Verantwortlich für diesen Clou ist das Kunstmuseum Wolfsburg, das unter der Federführung von Hartmut Böhme, Beate Słominski und Uta Ruhkamp neben einer Ausstellung auch einen Katalog gestaltet hat, der nun ein ebenso spektakuläres wie komplexes Standardwerk darstellt und von Abbildungen oraler Tätigkeiten und Motive von der Antike über die alten Meister wie Bosch, Dürer, Rubens, Goya uvm., die Moderne mit Toulouse-Lautrec, Kahn, Munch, Warhol etc. bis in die Gegenwart reicht und kurz vor der kollektiven Verhüllung der Münder aufgrund des Coronavirus schließt.

Die Mundhöhle »ist ein Ort des Ungewissen, das Tor zum Verborgenen, zum Körperinneren, was wohl schon immer einen Teil ihres Reizes für Kunst und Kultur begründet haben mag«, schreibt Uta Ruhkamp in ihrem Vorwort und listet auf: »Lippen, Zunge und Zähne – Beißen und Reißen – Essen, Schmecken und Lecken – Singen, Pfeifen und Sprechen – Schreien, Speien und Spucken – Atmen, Hauchen und Rauchen – Lachen und Weinen, Tasten und Fühlen sowie Küssen.« Beim Betrachten dieser grandiosen Zusammenstellung bleibt einem tatsächlich oft genug vor Staunen der Mund offen stehen. ■ **RED**

Uta Ruhkamp (Hg)
In aller Munde. Das Orale in Kunst und Kultur
Hatje Cantz, 352 S.



Foto: Rona Pondick, Courtesy Marc Straus, New York, and the artist

KLING(T) VOLLSTÄNDIG

Mittels vierbändiger Werksausgabe kann Lyrikstar Thomas Kling neu entdeckt werden.

VON THOMAS BALLHAUSEN

Die vorliegende chronologische Leseausgabe Thomas Klings (1957–2005) ist von den Textsorten her konzipiert: Die ersten drei Bände entfallen auf die Lyrik, der abschließende Teil auf das umfängliche, durchgängig nachweisbare essayistische Schaffen. Die überaus verdienstvolle Arbeit der Herausgeber macht den Weg zu einer (erneuten) Lektüre eines sogenannten Schwierigen möglich, sie erlaubt das lesende Nachvollziehen der Entwicklung eines außergewöhnlichen Dichters. Die »Werke« berücksichtigen alle Buchpublikationen Klings, seine Beiträge zu Editionen, auch Übersetzungen und entlegene Veröffentlichungen wurden berücksichtigt. Ergänzt werden diese Texte um bislang Unveröffentlichtes aus dem Nachlass.

Stets gilt: Klings starker Subjektbegriff und ein entsprechend aktives Verständnis von Autorschaft macht Sprache bei ihm nicht nur als Instrument der Welterfahrung begreifbar, sondern eben auch als Option ihrer Durchleuchtung. Über die für sein Schaffen bezeichnenden Schwerpunkte wie Sound, Performance oder Recherche hinweg wird die Genese einer angewandten Poetik deutlich, die sich u. a. den medialen Strategien des Schnitts, des Sequentiellen und der Kondensierung verpflichtet sieht. Kling, der in seinen Werken problembewusst auf Gegenwart und historischen Schichtbetrieb reagiert, kann nun nicht zuletzt als pointierter Essayist und in seiner vitalen Verflechtung mit dem österreichischen Literaturbetrieb kennengelernt – und nach intensiver Lektüre: »verstanden« – werden. ■

Thomas Kling
Werke in vier Bänden
Hg. v. Marcel Beyer u.a.
Suhrkamp, zus. 2.692 S.



**anläufe; anlaufe, es ans laun
zu kriegn; diese blindanläufe für
leitmotive, für handzeichn. reanimations-
versuche am themen-, am textkadaver wobei
di zungnspitze sichtbar wird ...**

**Thomas
Kling**



SCHWARZ-WEISS-ROT

Zum 150. Geburtstag Heinrich Manns erscheint sein Erfolgsroman »Der Untertan« in einer neu illustrierten Ausgabe.

VON KONRAD HOLZER

Überbordend ist die Geschichte des treudeutschen Diederich Heßling in alle Richtungen: von ihrem leise-verschlagenen Beginn bis hin zum doppelten Finale – ausufernd-fantastisch zuerst und skurril-unheimlich zuletzt. Und daher unmöglich hier nachzuerzählen. Es ist der Roman des Untertanen Diederich, der mit allen Mitteln versucht, ein heldenhafter Dietrich zu werden. Heinrich Mann schafft es, dass man am Tun dieses eigentlich unsympathischen Menschen intensiv Anteil nimmt. Er zieht einen in dieses Buch, das Satire, Gesellschafts-, Bildungs-, Schlüssel- und Zeitroman in einem ist, hinein und schafft damit eine eigene Welt, wie es eben das Kennzeichen großer Romane ist. »Der Untertan« ist ein Buch prall voll mit starken Bildern. Und diese Bilderwelt setzt nun der Storyboard-Artist Arne Jysch auf seine ganz persönliche Art und Weise um: »Man scheint sich durch neue visuelle Ideen vom Original zu entfernen und plötzlich ist man wieder näher dran, als man dachte. Weil das Gefühl stimmte.« Mann hatte ja so seine Ansichten, was das Illustrieren des Buches betraf, er schreibt in einem Brief: »Besonders die Zeit muss verbildlicht werden, noch ganz in ihrem Geist, was später niemand mehr kann.« Jysch meint, dass der Dichter hier irre: »Gerade das ist das Spannende, es aus der Gegenwart heraus zu betrachten, diese Vergangenheit ist plötzlich wieder viel näher«, sagt er und spielt auf die alte Reichsflagge an, die jetzt wieder auf aktuellen Demos auftaucht. Atmosphäre und Emotionen dieses Romans aus dem Jahr 1914 sind – über hundert Jahre später – voll und ganz da. ■

Illustration: Arne Jysch



Heinrich Mann
Der Untertan
Illustr. v. Arne Jysch
Reclam, 500 S.



Foto: © Julia Haimburger

Ein Gleichnis für die von Gier und Egoismus gesteuerte Gesellschaft

544 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen
Auch als E-Book. zolnay.at

Dorothea Grünzweig, die seit Jahren in Finnland lebt und übersetzt, Roberta Dapunt, die in Norditalien lebt und Ladinisch und Italienisch schreibt, und Dagmar Nick, die in Deutschland lebt und selbst im hohen Alter von 92 einen starken Zyklus vorlegt: drei Dichterinnen.

Dagmar Nick, 1926 geboren, bringt einen Zyklus von neun Gedichten. Alle drehen sich um ein besonderes Thema: um den Tod, der nicht und nicht kommen will, trotz des vor Kurzem überstandenen Herzinfarktes. Der im Babel Verlag erschiene schmale Band ist ein kleines Kunstwerk: Mit besonderem Papier und feinen Grafiken von Alexandra Frohloff in handgehefteter Broschur. Dagmar Nick schreibt elegant zwischen Augenzwinkern und Grauen: »Charon läßt warten. In seiner / Abwesenheit versteinert die Zeit / zu einer megalithischen Mauer. Wer / außer ihm gibt hier Auskunft / über die Abfahrt.« Gedichte, ebenso



Dagmar Nick
Abtrünniges Herz
Mit Grafiken von
Alexandra Frohloff
Babel, o.p.

leicht wie intensiv von einer Stimme, die sich gut in die Riege von Rose Ausländer, Bachmann und Hilde Domin einordnen lässt.

In Dorothea Grünzweigs (geb. 1952) »Plötzlich alles da« klingen Weidwerke an und führen uns Leserinnen und Leser in eine fremde Welt aus Tieren, aus Traumbildern (eines eine Hommage an Christine Lavant), ins »boreale nachtgelände«, mit eingestreuten Auszügen aus Bärenliedern der finno-ugrischen Wogulen. In dem Langgedicht »chara um karkhu« geht es um die zweihundert Namen des Bären, doch er »durfte nicht benannt werden«, das heilige Tier. »schon wenn ich ins freie trete in die raue luft / tränen abrupt die augen bin jäh blind auch mit / dem trauererschlick der sich nachts angesammelt ...« schreibt Grünzweig im

Abschnitt »die pietà der poesie«. Denn »da hilft es nur hilflos worte zu finden ...«, die der Szene einen Namen geben, eben den der »pietà«.

Die Jüngste ist Roberta Dapunt, geboren 1970 in Abtei/Badia, wo sie lebt und arbeitet. Mehrere Gedichtbände haben diese Dichterin bereits eingeschrieben in den Kanon. Im neuesten dreht es sich ums große Thema Krankheit und Alltag und um die Erkenntnisse, die ein jeder und eine jede daraus zu ziehen vermag. Da sind die »stunden zu füllen mit nichts als groll«, aber auch »jetzt dich nicht verlieren im drüben«. Zwiegespräche sind das, nicht nur mit der Mutter, sondern auch mit einem selbst und darüber hinaus. So geht es also, man verweilt länger und länger im Dorf, »ungewiss irgendeinen frieden zu finden / dass es glückt nur ein wenig zu lieben«. Und: Man lebt auch weiter. Die Übertragung ins Deutsche stammt vom Übersetzerkollektiv Versatorium. ■



Dorothea
Grünzweig
Plötzlich alles da
Wallstein, 140 S.

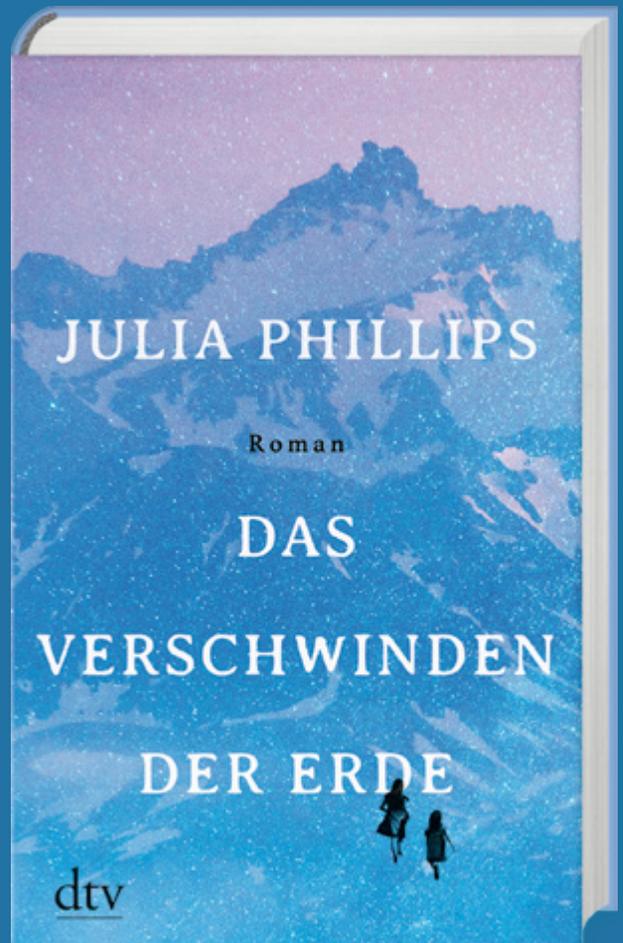


Roberta Dapunt
**die krankheit
wunder/le
beatitudini della
malattia**
Folio, o.p.

»DAS VERSCHWINDEN DER ERDE ist ein wunderreiches Debüt.«

Klaus Brinkbäumer in DIE ZEIT

Ein packendes Buch über Verlust, Überleben und die Kraft der Hoffnung vor der atemberaubenden Kulisse Kamtschatkas





EIN EINMALIGES TONDOKUMENT

Im Winter 1955/56 probt Bertold Brecht am Berliner Ensemble seine letzte Theaterarbeit »Das Leben des Galilei«. Während der Arbeiten lief ein Tonband mit, und so sind 100 Stunden Hörmaterial entstanden. Brecht war damals schon herzkrank, und man merkt den Aufnahmen an, dass da »ein Mann, der keine Zeit mehr hat«, so der Untertitel dieses Hörerlebnisses, inszeniert. Das vorhandene Material hat Stephan Suschke auf intensive zwei Stunden verdichtet und kommentiert. Suschke war selber einige Zeit am Berliner Ensemble tätig, zuletzt als künstlerischer Leiter, und bringt gewissermaßen den »Stallgeruch« mit. Es macht einen Brecht erlebbar, der fast frei jeglicher Theorie mit seinen Schauspielern arbeitet und mit großer Dynamik, die sogar manchmal die Tonaufnahmen sprengt, immer wieder eingreift, unterbricht, aber auch viel Humor beweist. Er arbeitet mit großer Direktheit und Leidenschaft. Wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes konnte täglich nur für zwei, vielleicht drei Stunden geprobt werden, bis Brecht im März 1956 die Proben abbricht. Auch der Wettlauf gegen die Zeit ist hörbar, er wirkt getrieben, und wenn es nicht so läuft, wie er sich das vorstellt, überschlägt sich seine Stimme förmlich. Er wird hochemotional. Unterstützt wird dieses einzigartige Tondokument durch ein musikalisches Feature von Joachim Werner, der die einzelnen Schnipsel noch verdichtet. Abgerundet wird diese sorgfältige Edition durch ein 50-seitiges Booklet im Buchformat und in Leinen gebunden. Die Aufmachung ist den Modellbüchern Brechts nachempfunden und liefert viele Informationen zur Entstehungsgeschichte und den Probenarbeiten. Alles in allem ist es eine liebevoll editierte und produzierte Ausgabe, die nicht nur für Theaterliebhaber empfehlenswert ist.

SPANNEND

Dies ist schon der dritte deutsche Band der Cold-Case-Reihe um den norwegischen Ermittler William Wisting. Allerdings ist jeder Band auch in sich abgeschlossen und kann alleine gehört werden. Die Protagonisten Wisting und seine Tochter, die Journalistin Line, stehen natürlich auch hier im Mittelpunkt. Worum es geht: Der Serienmörder Tom Kerr, bereits inhaftiert, gesteht einen weiteren Mord und will die Polizei zur Leiche der vermissten Taran Norum führen. Er kann entfliehen, augenscheinlich mit der Unterstützung eines Helfers. Die Jagd beginnt. Dabei gerät Wisting in das Visier der internen Ermittlungen, die ihm das Leben zusätzlich schwer machen. Sehr spannend, aber auch hart. Der Autor war selber lange Jahre als Kriminalkommissar und Ermittler in Norwegen tätig, was seinen Büchern anzumerken ist. Sie sind kenntnisreich und realistisch. Götz Otto mit seiner Schurkenstimme ist eine gute Wahl als Sprecher.

ENTZÜCKEND

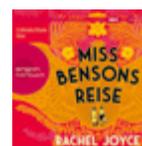
Rachel Joyce ist Autorin von vielen Hörspielen und seit einiger Zeit auch erfolgreiche, mehrfach ausgezeichnete Romanautorin. Sie versteht es, Menschen mit ihren Worten zu berühren. So auch mit diesem Buch. Gabriele Blum interpretiert den Text mit ihrer warmen, aber reifen Stimme, die so perfekt zur Protagonistin zu passen scheint. Margery Benson ist eine 47-jährige Hauswirtschaftslehrerin, wie sie klischeehafter nicht sein kann: etwas dicklich, groß, ungeschickt, merkwürdige Kleider und Schuhe tragend, natürlich alleinstehend, fast wie ein Relikt aus den Fernsehsendungen der 1960er-Jahre. Irgendwann denkt sie über ihr Leben nach, fragt sich, was sie bisher erlebt hat, und beschließt, viel zu ändern. Erst einmal geht sie auf eine Reise, um einen goldenen Käfer in Neukaledonien zu finden, den ihr Vater ihr vor langer Zeit einmal gezeigt hat. Mit Enid als Assistentin, die der genaue Gegenentwurf zu ihr ist, macht sie sich auf den Weg. Es entspinnt sich eine unterhaltsame, manchmal etwas klischeehafte, humorige und warmherzige Geschichte. Ein Abenteuer und auch eine Reise zu sich selbst für die beiden Protagonistinnen. ■



Brecht probt Galilei. 1955/56
Ausgewählt und kommentiert von Stefan Suschke, speak low, 3 CDs, 151 Min.



Jørn Lier Horst
Wisting und der Atem der Angst
Gel. von Götz Otto, Der Audio Verlag, 1 MP3-CD, 87 Min.



Rachel Joyce
Miss Bensons Reise
Gel. von Gabriele Blum, Argon, 2 MP3-CDs, 654 Min.

DIE DÜSERNIS VON PARIS STILLT BLUTENDE WUNDEN



Was Paris ausmacht – sind es seine selbstbewussten Bewohner oder wird die Bewunderung von außen hineingetragen? Konrad Holzer begibt sich auf die zeitlose Suche nach dem Charakter der Stadt, von Chroniken einer Revolution bis hin zur meisterhaften Beschreibung der »Belle Époque«.

— VON KONRAD HOLZER

Die Commune. Louise Michel nannte sich selbst »Eine Enthusiastin der Befreiung«. Bei Wikipedia wird sie knapp, aber zutreffend als Autorin und Anarchistin beschrieben. Man findet dort auch die Beinamen, die ihr das Pariser Volk gab: »Die rote Wölfin« und »gute Louise«. Solch historischer Hintergrund ist vonnöten bei der Lektüre von »Die Pariser Commune«, dem Buch von Louise Michel, das sie 1898, also 25 Jahre nach den Aufständen in Paris geschrieben hat und das nun – zum ersten Mal in deutscher Sprache – vorliegt. Es ist eigenartig, dass Michel im Bewusstsein der Bevölkerung noch immer eine große Rolle spielt, das offizielle Frankreich aber von dieser Seite seiner Vergangenheit wenig wissen will. Eine Biografie ist schon erschienen, und nun soll das 150-Jahre-Jubiläum mit einem Werk aus ihrer Hand begangen werden. Sie wollte ein Zeitdokument schreiben, »alle erwähnen und niemanden vergessen« schreibt der Verleger der deutschen Ausgabe. Es war eine schwere Aufgabe, auch für die Übersetzerin, das natürliche Pathos der Autorin, das einen einfach mitnimmt, egal ob sie die Taten der Communarden beschreibt oder die tropischen Naturgewalten, die sie während ihrer Haft im Südpazifik erlebt hat, in das doch eher nüchterne Deutsch unserer Tage herüberzubringen. Höhepunkt sind die Stellen, in denen Michel sich in Gedichten, Balladen und Liedern lyrisch ergießt, als ob ihr die Prosa zu wenig Kraft zu haben schien.

La belle époque. Julian Barnes, der wohl frankophilste aller zeitgenössischen britischen Autoren, weiß, dass diese »Schöne Epoche« – zwischen der Niederlage Frankreichs 1871 und dem ersten Weltkrieg – erst 1940/41 in die französische Sprache Einzug fand. Die Zeitgenossen erlebten diese Jahre als »Periode neurotischer, ja hysterischer nationaler Angst gezeichnet von politischer Instabilität, Krisen und Skandalen«. Es ist eine Blütezeit der französischen Kunst, die aber ihre Kehrseite hat: unermesslicher Wohlstand für die Wohlhabenden, gesellschaftliche Macht für die Aristokratie, »hemmungsloser und ausgefeilter Snobismus«. Es war eine Hoch-Zeit des künstlerischen Mäzenatentums, aber auch des Duells. Barnes schreibt einen so bösen Satz, den man diesem feinen Ironiker nie zugetraut hätte: »Man kann dem ersten Weltkrieg nicht viel Gutes abgewinnen, aber wenigstens hat er davon viel hinweggefegt.« Der Autor lässt einen wissen, warum er dieses Buch »Der Mann im roten Rock« geschrieben hat. Er sah ein Bild »Dr. Pozzi at Home«, das John Singer Sargent, einer der bedeutendsten Porträtmaler seiner Zeit, 1881 gemalt hatte. Das Porträt zog ihn zu dem Dargestellten, er wurde neugierig auf dessen Leben und Werk. Und so schrieb er dieses Buch, leitete es mit einer meisterhaften Beschreibung des Porträts ein. Die Biografie dieses Dr. Pozzi ist einer der roten Fäden, die einen durch das Buch führen. Pozzi war ein Arzt, Chirurg und Salonlöwe. (Sarah Bernhardt nannte ihn »Doctor Dieu«, und Barnes schreibt über diese Beziehung: »Was nun wann begann, wissen wir nicht; wir wissen auch nicht, wie lange das so ging ...«) Barnes ist ein

Louise Michel
**Die Pariser
 Commune**
 Mandelbaum,
 416 S.



Julian Barnes
**Der Mann im
 roten Rock**
 Kiepenheuer &
 Witsch, 304 S.



Agnès Poirier
**An den Ufern der
 Seine. Die magi-
 schen Jahre von
 Paris 1940–50**
 Klett-Cotta,
 508 S.



Karlheinz Stierle
**Paris denken
 – Penser Paris.
 Deutsch-franzö-
 sische Annähe-
 rungen**
 Suhrkamp TB,
 309 S.

ehrlicher Biograf, obwohl er aus unzähligen Quellen lustvoll zitiert, kurzweilig, aber nie vordergründig, immer mit einer gewissen ironischen Distanz erzählt, gibt er offen und ehrlich zu, wenn er etwas nicht weiß. »Eine Biografie ist eine Ansammlung von Löchern, die mit Bindfäden zusammengehalten werden, und das gilt nirgends mehr als beim Sex- und Liebesleben.« Hundert Seiten später denkt er über den Unterschied zwischen Klatschgeschichten und sexuellen Klatschgeschichten nach. Eine Reise dreier Franzosen nach London setzt der Autor an den Beginn seines Buches, einer von ihnen ist eben Dr. Pozzi, ein anderer Prinz Edmond de Polignac, der dritte Graf Robert de Montesquiou-Fezensac. Die Lebensbeschreibungen dieser drei Männer erlauben es Barnes, in viele Gesellschaftsschichten der Belle Époque einzudringen. Das sind oft nur Streiflichter, dann aber auch längere Kapitel. Wobei man von Beginn an merkt, dass er diesen Dr. Pozzi mag, bei den anderen spart er nicht mit bisigen Nebenbemerkungen. Auch denen gegenüber nicht, die heutzutage ruhmvoll dastehen: Oscar Wilde kommt nicht ungeschoren davon, und auch nicht Marcel Proust. Wie auch immer, man fällt, nein, man stürzt in diese Zeit hinein. Und dann macht Barnes einen Schritt zurück und vergleicht das Damals mit dem Heute, denkt darüber nach, warum es die Gegenwart so sehr drängt, die Vergangenheit zu verurteilen. Oder er verbreitet sich über den Unterschied zwischen dem Stil, der Politik, Sozial- und Kulturgeschichte seiner englischen Heimat und Frankreichs, macht kein Hehl daraus, wo seine Vorliebe liegt. (Auch in seiner abschließenden Anmerkung, die Einstellung Englands Europa betreffend.) Am Ende auch Kritisches: Fest steht, dass Barnes viel weiß und viel kann. Er muss es uns nicht bis ins kleinste Detail beweisen.

Die magischen Jahre 1940–1950. Die Journalistin Agnès Poirier liefert ein erzählerisches Porträt dieser Zeit »An den Ufern der Seine«, beginnt mit einer Chronologie, stellt die 32 handelnden Personen vor: von Nelson Algren bis Richard Wright, dazwischen Bardot, Camus, Cocteau und als Hauptperson Simone de Beauvoir – und zeigt eine Karte vom Rive Gauche. Ihr Plan ist, »das fruchtbare Zusammenspiel von Kunst, Literatur, Theater, Anthropologie, Philosophie, Politik und Kino im Paris der Nachkriegszeit« darzustellen. Schon ihre Kapitelüberschriften machen klar, wie sie sich das vorstellt: Da findet man »Liebe, Stil, Drogen und Einsamkeit«, »Die Düsternis von Paris stillt blutende Wunden« oder »Wut, Groll und Scheitern«. Um dieses Buch zu schreiben, hat sie sich in die »sinträchtigen Wände« ei-



nes Hotels zurückgezogen, in denen sich die »Vergangenheit so klar materialisieren würde.« Wichtig ist ihr auf jeden Fall aufzuzählen, wer wann wessen Geliebter oder Geliebte war, ob die Menschen splitternackt oder im Nachthemd vom Fliegeralarm überrascht wurden. Und all das – eingerahmt von Simone de Beauvoirs Zitaten – wird schon seine Leser/innen finden.

Paris denken – von Paris gedacht werden. Der Literaturwissenschaftler Karlheinz Stierle verfolgt »Paris-Bewusstseine« vom 17. Jahrhundert, als in Paris das Bewusstsein der Stadt erwachte, bis in die Jetztzeit, in der Peter Handke in »Mein Jahr in der Niemandsbucht« das »memorable Metropolen-Paris auf einen Nicht-Ort oder Gegenort reduziert«. Stierle schreibt am Beginn, dass die große Stadt in ihrer Überfülle die Sprache verschlage, mag sein, dass das dem gemeinen Literaturinteressierten so geht, er findet seine Sprache, schreibt von der Stadt als »einem Sternennebel von Ereignissen, der seinen Ort am äußeren Rand unserer intellektuellen Möglichkeiten hat« und stimmt einen damit auf höchst pathetisches Bewusstsein ein, er versucht »die Stadt zu denken, ihrer schreibend inne zu sein.« Seine Überlegungen finden an Orten statt, die schon einiges einschlägiges Know-how verlangen. Lässt man sich aber darauf ein, kommt man aus dem Staunen nicht heraus, welchen Verbindungen er z.B. bei Hofmannsthal, Rilke und Handke im Rahmen der »Deutsch-französischen Annäherungen«, so der Untertitel seines Buches »Paris denken« nachgeht. ■

Illustration: Jorghji Pöll



Patricia Highsmith

PORTRAIT OF A DARK QUEEN

Patricia Highsmith hat ein Genre revolutioniert,
war exaltiert – und hat den Preis dafür bezahlt.
Am 19. Januar war ihr 100. Geburtstag.

— VON SYLVIA TREUDL

Natürlich denken Krimi-Afficionados in erster Linie an das Universum des talentierten Mr. Ripley. Für Highsmith selbst geht es aber nicht um den klassischen Krimi, sie schürft lieber tiefer in der Abteilung Suspense: »Mich haben immer nur die kriminellen Anlagen und Möglichkeiten des Normalmenschen in der Gesellschaft beschäftigt, dabei ist mir die Aufklärung des Mordfalls völlig gleichgültig.« Auch wenn Alfred Hitchcocks Regie (er verfilmte ihren Romanerstling »Zwei Fremde im Zug« 1950) Weltruhm einführt, die Autorin mag sich nicht als Krimischreiberin schubladisieren lassen.

Legendenbildung und (Vor-)Urteil umgeben die außergewöhnliche Autorin, die 100 Jahre nach ihrer Geburt Verlage, Literaturkritik, Übersetzer/innen, Biograf/innen – und

Leser/innen ungebrochen beschäftigt. Bereits als Neunjährige befasst sich Highsmith mit einem psychiatrischen Lehrbuch, das Pyromanen und Serienkiller abhandelt, es wird zu ihrer Lieblingslektüre in einem nicht unbedingt gut behüteten familiären Umfeld. Mit 21 ist Highsmith promovierte Literaturwissenschaftlerin (1942), hat auch noch Latein, Griechisch und Zoologie studiert. Sie schreibt, seit sie 18 ist, bringt sich mit Jobs durch, u. a. (1948) als Verkäuferin bei Bloomingdale's. In diesem New Yorker Modegeschäft begegnet ihr eine Kundin: blond, elegant, im Pelzmantel. Im Furor von nur einer Schreibnacht entwirft Highsmith aus dieser Momentaufnahme erst eine Geschichte (»The Bloomingdale Story«), woraus in der Folge der Roman »Carol / Salz und sein Preis« wurde. Für lange Zeit zwar unter einem Pseudonym – es geht um eine lesbische Beziehung, welche die Autorin nach quälenden Umwegen die Stirn hat, in ein

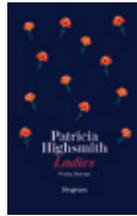
Foto: Archiv Diogenes Verlag



Patricia Highsmith
Der süße Wahn
Übers. v. Christa E. Seibicke
Diogenes, 448 S.



Patricia Highsmith
Elsies Lebenslust
Übers. v. Dirk van Gunsteren
Diogenes, 480 S.



Patricia Highsmith
Ladies. Frühe Stories
Übers. v. Pocioio
Diogenes, 320 S.



Patricia Highsmith
Salz und sein Preis
Übers. v. Melanie Walz
Diogenes, 464 S.



Patricia Highsmith
Der Schrei der Eule
Übers. v. Irene Rumler
Diogenes, 432 S.



Patricia Highsmith
Ediths Tagebuch
Übers. v. Irene Rumler
Diogenes, 512 S.



Patricia Highsmith
Tiefe Wasser
Übers. v. Nikolaus Stingl
Diogenes, 416 S.

Happyend auslaufen zu lassen. Dass der Roman einerseits auf Begeisterung und dankbare Fanpost stößt, ist die eine Seite; dass die Botschaft im New York der späten 40er-Jahre brandgefährlich ist, die andere.

Mit Obsession, schwierigen Beziehungen zu Männern wie Frauen und Selbsterstörung kennt Highsmith sich bestens aus. Ebenso mit dem Bedürfnis nach Rückzug. In »Der süße Wahn« (1977) wird der Protagonist (der selbstverständlich verantwortlich ist für die fatale Entwicklung der Ereignisse) auch deshalb in die Enge getrieben, weil Indiskretion und Aufdringlichkeit angeblicher Freund/innen ihn seine heimliche Zweitexistenz nicht ungestört leben lassen. Anfeindungen unterschiedlichster Natur prasseln auf Highsmith ein, die ihre Exile in England, Frankreich, zuletzt im Tessin ansiedelt. Auch den Vorwurf, eine Frauenhasserin zu sein, muss P.H. einstecken. Trennt man Werk und Leben (was geboten scheint), läuft diese Behauptung ins Leere. Im Werk ergreift Highsmith durchaus immer wieder Partei für Frauen, ohne allerdings zu bemänteln, dass sie vielfach in der totalen Abhängigkeit von Männern stehen – wobei sich die eine oder andere mit durchaus krimineller Energie zu entziehen versucht. Was ihre Privatsphäre anbelangt, sollte die Schlüssellochperspektive ausgespart bleiben – ein frommer Wunsch

mancher Leser/innen, denn die Diogenes-Werkausgabe bezieht auch Tagebücher, Briefe, private Entwürfe in die Veröffentlichung ein.

Auch als Antisemitin, Rassistin und Trinkerin wird sie gehandelt. Was immer an diesen Etikettierungen wahr sein mag: Zum einen ist Highsmith durchaus an Moral interessiert »solange sie nicht gepredigt wird«, zum anderen: Wäre sie ein Mann, könnte man wohlwollend attestieren, sie wäre ein exzentrisches Genie. Für eine Schriftstellerin reicht es schon aus, ganz »normal« zu altern, um daraus ein Verdikt zu konstruieren – auch ohne Sonderlingstatus.

P.H., geboren 1921 in Texas, stirbt 1995 in Locarno. »Sie war nicht nett«, bescheinigt die Rezeption u. a. etwas naserümpfend. Na und? Katzen und Schnecken würden das übrigens ganz anders sehen. Der 2002 erstmals veröffentlichte Text »Hundert Meter Einsamkeit« empfiehlt sich ebenfalls für eine etwas differenziertere Sicht auf eine, die durchaus auf die Freundlichkeit von Fremden angewiesen sein konnte. 2002 hat der Diogenes Verlag eine neu übersetzte Werkausgabe von P.H. aus dem Nachlass gestartet. Zuletzt: »Ladies. Frühe Stories« (2020) – psychologisch ausgefeilte Geschichten, die ursprünglich verstreut erschienen, darunter fünf bislang unveröffentlichte. ■

Doug Johnstone DER BRUCH



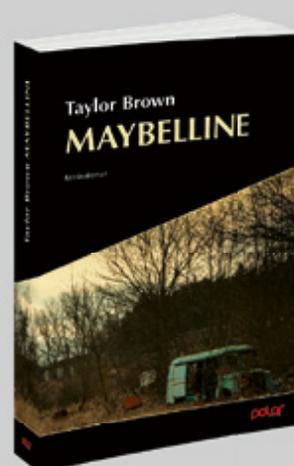
„Eine tolle Geschichte, tolle Charaktere ... es geht um etwas und spricht wirklich das „Warum“ des Verbrechens an.“

Mark Billingham

Aus dem Englischen von Jürgen Bürger
Mit einem Nachwort von Hanspeter Eggenberger
312 Seiten, Gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-948392-20-8
EUR (D) 20,00 / EUR (A) 20,50
auch als ebook erhältlich



Taylor Brown MAYBELLINE



„Kraftvoll ... explosiv ... Browns lyrische Prosa ist eine Geschichte von Loyalität und Vergeltung.“

Publishers Weekly

Aus dem Amerikanischen von Susanna Mende
Mit einem Nachwort von Kirsten Reimers
416 Seiten, Klappenbroschur
ISBN 978-3-948392-18-5
EUR (D) 14,00 / EUR (A) 14,60
auch als ebook erhältlich

polar
VERLAG

Alles easy für Easy?

Walter Mosleys »Der weiße Schmetterling« ist nach 25 Jahren wieder lieferbar.

Woran liegt es nur, dass jemand wie der US-Amerikaner Walter Mosley, der im nächsten Jahr 70 wird, hierzulande nie so richtig über eine ihm angemessene Wahrnehmungsschwelle gelangte? Ist es seine fieberhafte Produktion von mehr als 50 Einzeltiteln in 30 Jahren? Von seinen 15 Kriminalromanen um den Privatdetektiv Easy Rawlins sind die letzten vier gar nicht übersetzt worden, nur »Blonde Faith« ist aktuell lieferbar. Setzt nun mit »Der weiße Schmetterling«, Band 3 der Serie, erstmals 1992 erschienen, 1995 übersetzt und jetzt als Paperback neu aufgelegt, eine Mosley-Renaissance ein? An der Zeit wäre es.

Mosley war einst seiner Zeit voraus – Ezekiel »Easy« Rawlins ist Afroamerikaner in einem rassistisch geteilten Los Angeles und »Der weiße Schmetterling« ein historischer Noir, bevor das Genre aktuell mit Thomas Mullen »fashionable« wurde. Los Angeles, 1956, Rawlins, 36, Kriegsveteran, vormals V-Mann der Polizei, wird in Watts von einem Detective zu einer Leiche gerufen. Die junge Frau ist das dritte dunkelhäutige Opfer eines Serienkillers, daher wird auf Easys Dienste zurückgegriffen. Dann wird eine junge Weiße ermordet, die Tochter eines Staatsanwalts. Rawlins' bester Freund zählt zu den Verdächtigen. So fängt er an zu ermitteln, wird verprügelt, kämpft mit seiner Ehe und deckt Geheimnisse auf. Fährt mit seinem mörderischen Freund Mouse nach San Francisco. Läuft in ein Komplott. Landet im Gefängnis. Kann er den Täter doch noch überführen? ... Eine starke Chandler-Hommage. ■

Mord in illustrierter Kulisse

Bayern hat einen neuen Krimihelden, der eigentlich gar keiner ist.

In diesem Auftakt zu einer neuen Serie geht es weniger urtümlich bayerisch als vielmehr mondän zu, denn das einstige »Königlich Bayerische Staatsbad« Reichenhall präsentiert sich von seiner weltmännischen Seite und lässt den monarchischen Glanz vergangener Zeiten wiederaufleben. So taucht man als Leserin nach einem kurzen Prolog sogleich ein in die Welt der Reichen und Schönen, die sich in Bad Reichenhall zur Kur befinden, betreut von Göttern und Halbgöttern in Weiß. Dass dabei allerdings nicht alles Gold ist, was glänzt, beweist sogleich die Figur Alexander »Sascha« Maiensäss, verarmter Spross einer ehemals wohlhabenden Familie mit Villa, verkrachter Medizinstudent, Gelegenheitscroupier im örtlichen Casino, neuerdings auch Physiotherapeut ohne Lizenz und Hobbyermittler. Er, der gutaussehende Draufgänger, beginnt eine Affäre mit einer ätherisch-attraktiven Berlinerin.

Die Geschichte, in die ein zweiter Erzählstrang eingebettet ist, nimmt rasant ihren Lauf, inmitten der herrlichen Berglandschaft und renommierten Bäderkulisse. Autorin Lisa Graf-Riemann nimmt hier eine exakt abgewogene Portion Lokalkolorit, eine Prise Romantik sowie einen guten Schuss Ernsthaftigkeit und mischt daraus mit flinker Feder einen unterhaltsamen, leichtfüßigen und spritzigen Krimi. Dieser gleicht einer Süßspeise mit herb-festem Tortenboden, darüber leicht-saftigem Teig und süßer Sahnehaube. Graf-Riemanns neuestes Buch garantiert Lesevergnügen! ■



Walter Mosley
Der weiße Schmetterling.
Ein Fall für Easy Rawlins
Übers. v. Dietlind Kaiser
Kampa, 320 S.



Lisa Graf-Riemann
Kurschatten-Affäre. Ein Bad-Reichenhall-Krimi
Servus, 288 S.



Julia Phillips
Das Verschwinden der Erde
Übers. v. Pocio und Roberto de Hollanda
dtv, 376 S.

Willkommen in Kamtschatka

Julia Phillips charakterisiert liebevoll die russische Halbinsel am anderen Ende der Welt.

Per definitionem ist ein Kriminalroman ein Buch, in dem es um Verübung und Aufklärung von Straftaten, etwa einer Entführung, geht. »Das Verschwinden der Erde« macht sich vielleicht den Spannungsbogen des Genres zu eigen – zwei kleine Mädchen werden entführt –, geht aber seinen ganz eigenen Weg. Die Erwartung der Leser/innen, dass die folgenden Seiten von der Aufklärung des Falles handeln, untergräbt die Autorin mit einer solchen Raffinesse, dass sich wie beiläufig mit jedem Monat, mit dem diese Erzählungiterrückt, ein Bild dieser weit entfernten, zwischen Ochotskischem und Beringmeer gelegenen Halbinsel entfaltet. Mit jedem Monat lernen wir weitere Bewohner/innen kennen, teils in Esso, einer kleinen Stadt mit 2012 Einwohnern, teils in der Hauptstadt Petropawlowsk, deren Schicksale mehr oder minder mit dem Entführungsfall zusammenhängen, die allesamt zu kämpfen haben mit den Unbilden des harschen Landes, mit Liebe, Trauer, Einsamkeit, Alkohol, Härte, Tod und Verlassenwerden.

Nach wie vor unterscheiden die Bewohner/innen der Insel deren Ureinwohner, nämlich die Völker der Ewenen, Tschuktschen, Korjaken und Aleuten von den Einwohnern »russischer« Abstammung – die daraus entstehenden Vorurteile und Rassismen zeigt Julia Phillips anhand ihrer Lebensausschnitte so authentisch, dass man kaum glauben mag, dass sie zwar vor Ort zu ihrem Roman inspiriert wurde, ihn aber in den USA geschrieben hat. Gewieft hat Phillips ihren Roman als Krimi getarnt – der eigentliche Protagonist aber ist Kamtschatka mit seinen Bewohner/innen selbst. ■

Alexander Kluy

Karoline Pilcz

Katia Schwingshandl



WIE BLUTIG HÄTTEN SIE'S DENN GERNE?

Alles fließt. So auch die Vorstellung, was denn »gute Kriminalliteratur« sei. Ein Parameter bei solchen Diskussionen war und ist immer das Gewaltlevel der Texte. Nachdem in den 1980ern und 1990ern Autor/innen wie Derek Raymond, Andreu Martín oder Helen Zahavi aus guten künstlerischen Gründen exzessive Gewaltdarstellungen genutzt hatten, um allzu kuschelige Vorstellungen von Mord und Gräueltaten zu sabotieren, kam es im Gefolge der Serialkiller- und Forensikwellen der 2000er und 2010er (Karin Slaughter et al.) zu Gewaltorgien an lebenden und toten Körpern, die derart überzeichnet waren, dass man dergleichen durchaus für ein Trivialitätskriterium halten konnte. Es fanden sich zwar immer noch genug Menschen, die so etwas »verdammte realistisch« oder »schonungslos« fanden, aber ein sehr breites Publikum hatte ganz einfach sein Vergnügen daran, abseits jeden Reflexionsverdachts. Das zieht sich bis heute durch, bis Daniel Cole (»Ragdoll«) oder den deutschen Großschlachtereibetrieben von Veit Etzold oder Sebastian Fitzek. Andererseits wuchs ein großes Publikum heran, das an Alpenknödel-Krimis und anderen Juxereien Gefallen findet. Da ist Gewalt eher Beiwerk, wenn ansonsten die Welt in Ordnung ist. Aus dieser Ecke ist gerne zu hören, dass der gute alte »Tatort« zu brutal sei (neulich wieder in der »Brigitte«), was angesichts der globalen Visualisierung von Gewalt und der nachgerade familienfreundlichen Darstellungsmodi in den oft harmlosen Sonntagabendfilmchen schon ziemlich bizarr ist. Ebenfalls beliebt die Figur: »Ich lese gerne Thriller, aber bei dem oder dem (ergänzen Sie selbst) gibt es böse, unsympathische Menschen, die schlimme Dinge tun. Mit solchen Abgründen möchte ich nichts zu tun haben.« Das erinnert ein bisschen an die arme Andromache, die ihrem Hektor ein warmes Bad einlässt, als er schon längst um die Stadtmauer geschleift wird. »Fast das gesamte menschliche Leben«, merkte dazu maliziös Simone Weil an, »spielt sich weit weg von den warmen Bädern ab.«

Das ist dann schon bemerkenswert: Auf der einen Seite kann's nicht krass blutig genug sein, auf der anderen Seite soll ein Genre, dessen Kernkompetenz die Verhandlung von

Gewalt und Grausamkeiten ist, eine Art Wellness-Schaumbad sein, das garantiert nicht wehtut. Wir amüsieren uns mit Leichen, aber die sollen hübsch sein. Ästhetizistische Nekrophilie?

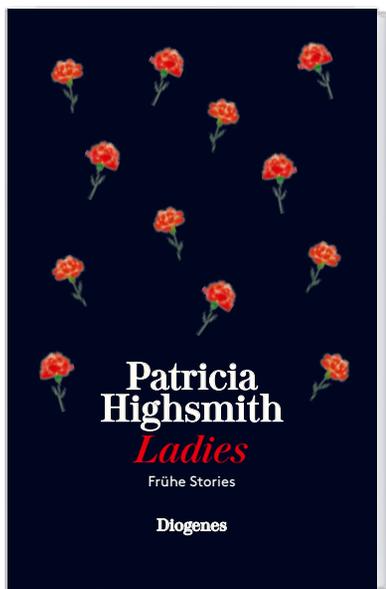
Wie heillos sich so etwas verknoten kann, zeigt beispielhaft eine Amazonkritik (danke, Andrea O'Brien, für den Hinweis) zu Candice Fox' neuem Roman »Dark«, der Brutalität sehr pointiert, plausibel und dramaturgisch notwendig einsetzt. Ausgerechnet da sah der Rezensent unangemessene Gewalt am Werk und pries im Gegensatz dazu die dumpfen Schlachteplatten von Fitzek »wegen ihrer subtilen, psychologischen Schilderung von Gewalt«. Denis Scheck nannte Fitzeks Texte »miese Gewaltprosa« und warnte gar vor »Hirnschäden« bei häufiger Lektüre.

Will sagen: Gewalt spaltet. Differenzierungen werden planiert. Gewalt bleibt ein neuralgisches Thema. Das hat nichts mit »Geschmacksfragen« zu tun, die sind eh nur schwache Ausreden für mangelnde Argumente. Es hat aber sehr viel zu tun mit Einschätzungen von Kriminalliteratur, mit den Framings, innerhalb derer sie rezipiert wird. Massenkompatibilität geht oft mit unterkomplexen Strukturen einher – das ist ein großes gesellschaftspolitisches Thema und tangiert deshalb auch unsere Diskussion. Gewalt macht Angst, stiftet Verunsicherung. Deswegen wird sie gerne als »böse« gesehen, als Kontrahent des Guten. Je böser das Böse, also je gewalttätiger, desto triumphaler der Sieg. Das bietet Orientierung und Trost, gerade weil man ahnt, dass die Residenz dieses Guten die Fiktion ist und es außerhalb des Bades recht kalt zugeht. Insofern ist es so gesehen egal, ob Gewalt läppisch exaltiert daherkommt oder verharmlost als Scherz und Tollerei. Wenn Gewalt hingegen verstört, wie bei Candice Fox, wie bei Garry Disher, wie bei Young-Ha Kim und anderen, wo »Gewalt« nicht mehr per se »böse« ist, funktioniert das Framing der Kriminalliteratur als Wellnessprodukt nicht mehr. Die Dinge werden dann auch da komplex, nicht mehr so leicht rubrizierbar. Bleibt die unbehagliche Frage: Warum nur will man ausgerechnet eine wohlgeordnete, kuschelige Leichenwelt, mit und ohne viel Blut? ■

Patricia Highsmith



Foto: © Archiv Diogenes Verlag



Auch als eBook und eHörbuch

Frühe Stories mit fünf neu entdeckten, unveröffentlichten Geschichten.

»Highsmiths Stories zu lesen ist ein Genuss, ein richtiges Fest.«

Alex Rühle/Süddeutsche Zeitung, München

100. Geburtstag 2021:
diogenes.ch/patriciahighsmith

Diogenes

K R I M I

Feudal-faschistische Verschwörung

Ein spannender Dorfroman, der sich jeder Genre-Zuschreibung entzieht

Man könnte den Roman »Vorboten« auch als historischen Roman einordnen, handelt er doch direkt nach dem Ende des ersten Weltkriegs. Das würde aber genauso kurz greifen wie die Bezeichnung Kriminalroman, für die sich der Verlag entschieden hat. Der Protagonist Wieland Göth hat Berlin an jenem 13. März 1920 verlassen, an dem General Freiherr von Lüttwitz, General Ludendorff und der Beamte Wolfgang Kapp für 100 Stunden gegen die gewählte deutsche Regierung putschten. Bei der Rückkehr in sein von Frankreich besetztes Heimatdorf Rombelsheim im Südwesten Deutschlands trifft Göth auf Hinterlassene, schwer geschädigte Kriegsheimkehrer und zerstörte Familien, zu denen auch seine eigene zählt. Wieland Göth ist als klassische Heldenfigur gemäß der Analysen Joseph Cambells angelegt, trotzdem gelingt es Jürgen Heimbach, grobe Klischees zu vermeiden. Beziehungen und Handlungsverlauf sind klug gebaut, die Dynamik aus alten Rechnungen und neuen Hoffnungen der Dorfleute meisterhaft entwickelt. Beklemmend zeigt sich die präfaschistische Stimmung, die rasch aufblühende Gewaltbereitschaft, Bigotterie und Mausehelei der Bewohnerinnen und Bewohner, so wie deren Abhängigkeitsverhältnis zum ansässigen Grafen. Ab und an scheinen Anklänge an »Die Wolfs- haut« von Hans Lebert durchzuschimmern, ab und an Karl May: »Sofort war Wieland über ihm und schlug ihm mit der Faust gegen die Schläfe.« Obwohl es Tote und Täter gibt, handelt es sich (erfreulicherweise) nicht um einen klassischen Krimi. ■

Christa Nebenführ

Tough wie der Erlöser

Ein Krimi um Schwarzbrennerei und Hillbillys in den Appalachen

Eine Rückkehr zu Verwandten ist manchmal wie Detektivarbeit: Was ist während der eigenen Abwesenheit geschehen? Was wurde bislang vor einem verborgen und was sind die Gründe dafür? So geht es auch Rory Docherty, der aus dem Koreakrieg in seine Heimat, ein verschlafenes Nest in den Wäldern North Carolinas, zurückkehrt und ins Familiengeschäft, die Schwarzbrennerei, einsteigt. Auf seinen Touren als Kurier ist er mit der Gewalt der einfältigen Dorfbewohner konfrontiert. Bald jedoch wird ihm klar: An den Händen seiner Familie klebt ebenfalls Blut. Taylor Brown zeichnet hier atmosphärisch dicht ein Porträt der amerikanischen Hillbilly-Subkultur, weshalb dieser im nach Selbstauskunft auf anspruchsvolle Kriminalromane spezialisierten Polar-Verlag weniger ein Reißer um Mord und Totschlag ist, sondern eine eindrucksvolle Darstellung von Land und Leuten in den Appalachen. Vor allem Rorys Großmutter, die titelgebende »Maybelline«, ist eine besonders faszinierende Figur, in ihrer bärbeißigen Art so liebenswert wie furchteinflößend: »Sie hatte jeden Tag ihres Lebens ums Überleben gekämpft, genauso wie die Tiere auf dem Feld. Der blutende Christus, der nackt und stöhnend am Kreuz hing – seine Knochen von Eisen durchbohrt und sein Körper von Peitschenhieben geschunden –, er war wirklich hart im Nehmen. Bestimmt wusste er Mut und ein tapferes Herz zu schätzen. Wie sie auch. Der Rest war ihr scheißegal.« Egal bleiben dem Leser wiederum die fein gezeichneten Figuren dieses Romans keineswegs. ■

Johannes Lau

Buchkultur



Jürgen Heimbach
Vorboten
Unionsverlag,
221 S.
Ersch. am
15.02.21



Taylor Brown
Maybelline
Übers. v. Susanna
Mende
Polar, 416 S.
Ersch. am
15.02.21



KILLER AUS EINER ANDEREN WELT

Kult-Regisseur Guillermo del Toro sorgt für Action abseits der Kinoleinwand.

VON JOHANNES LAU

Diesen Einsatz wird Odessa Hardwicke nie vergessen: Als die FBI-Agentin mit ihrem Kollegen Walt Leppo zu dem Tatort eines Amoklaufs eilt, nimmt die Rettungsaktion eine überraschende Wendung. Nachdem der Täter – ein gescheiterter Politiker, der seine Familie auslöschen will – überwältigt wurde, attackiert plötzlich Walt selbst das einzig überlebende Kind, und Odessa ist gezwungen, ihn zu erschießen. Naturgemäß glaubt ihr diesen Vorfall niemand, weshalb sie in den Innendienst verbannt wird. Odessa beschließt, dem Mysterium auf eigene Faust nachzugehen. Dabei helfen ihr ein pensionierter Agent mit ungewöhnlich viel Erfahrung bei solchen Ereignissen und der sinistre Okkultismus-Experte Hugo Blackwood, der dem Geschehen auffällig oft einen Schritt voraus ist. Bald ist klar: Hier ist nichts, wie es scheint, weil übersinnliche Mächte im Spiel sind: »Warum putzen Sie sich die Zähne, warum streichen Sie Butter auf Ihren Toast und überlegen dabei, was der Tag wohl bringen wird? Das alles sind Zaubersprüche. Winzige magische Schritte und heilige Anrufungen. Aber der springende Punkt ist: Manchmal sind wir nicht diejenigen, die anrufen. Sondern diejenigen, die angerufen werden.« Dass dieser Mystery-Thriller so packend ist, kommt nicht von ungefähr, da er dem Geist des oscarprämiierten Regisseurs Guillermo del Toro entsprungen ist – bekanntlich ein Experte für besonders fantasievolle Stoffe. Daher ist dieser Roman eine hervorragende Alternative zum lange ausgebliebenen Action-Kinobesuch. ■



Guillermo del Toro, Chuck Hogan
Die Schatten. Die Blackwood-Aufzeichnungen 1
Übers. v. Kristof Kurz
Heyne, 416 S.

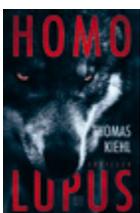
Foto: Gage Skidmore, Wikimedia Commons

DER WOLF IST DES WOLFES WOLF

Ein solider Thriller um eine neue Partei, den Verfassungsschutz und viele Vermutungen

VON CHRISTA NEBENFÜHR

Personal: Vier Wölfe im Schafspelz (smarte deutsche Typen, die wortwörtlich über Leichen gehen), ein Schaf im Wolfspelz (zweilightiger Araber) und jede Menge Lämmer (Kleinfamilie, Mitarbeiter/innen des Verfassungsschutzes). Ort: Berlin und Umgebung. Zeit: fünf Jahre nach der Corona-Pandemie. Plot: Jan Berger hat eine Partei gegründet, die Deutschland wirtschaftlich nach vorne bringen möchte. Dabei helfen ihm seine Freunde Coppenfeld (Präsident des Verfassungsschutzes), Saum (Hedgefond-Manager) und Wittkowski (Nerd). Um ein vermutetes islamistisches Attentat zu verhindern, wendet sich ein Mitarbeiter des Verfassungsschutzes an eine Wolfsforscherin. Herr Ewald möchte über Parallelen des Rudelverhaltens von Wölfen zur Familiendynamik von Menschen herausfinden, wie man einen arabischen Clan in Berlin infiltrieren könnte. Stil: Show, don't tell. »Sein Handy vibrierte. Er zog es aus der Hosentasche. ... Bevor er abnahm, schob er sich noch das letzte Stück Schokoriegel in den Mund.« Mehrere verknüpfte Handlungsstränge, überschaubares Personal und aktuelle Themen (Hochfrequenzhandel an der Börse, neue politische Bewegung, Verhaltensbiologie, Familienbindung) bestimmen den Verlauf dieser Geschichte. Anfänglich geht es darum, ob der Anschlag verhindert werden kann und wie die neu gegründete Partei abschneidet. Ab dem ersten Sex (S. 266) und der ersten Leiche (S. 333) wird es »wirklich« spannend. Werden Sie noch einmal miteinander schlafen? Wird noch jemand ins Gras beißen? Der Roman hat 386 Seiten. ■



Thomas Kiehl
Homo Lupus
Benevento Verlag, 386 S.
Ersch. am 25.02.21

Foto: privat



GUTE GESCHICHTEN BRAUCHEN PFEFFER!

Akram El-Bahay, der im Rheinland lebende Kinderbuchautor mit ägyptischen Wurzeln, schreibt in seinem neuen Buch über das Talent des Erzählens, über geduldige Wortfischer und eine wundersame Geschichtenmaschine.



VON ANDREA WEDAN

Das Talent eines Erzählers – was macht es aus? Was ist Ihr Geheimnis, die richtigen Worte zu finden?

Ich weiß nicht, ob es mir immer gelingt, die richtigen Worte zu finden. Aber ich gebe mich immer auf die Suche danach, probiere dann damit Neues aus, versuche Wörter neu zusammzusetzen oder denke mir ungewöhnliche Beschreibungen aus. Meine Lieblingsautorin Cornelia Funke bezeichnet sich selbst als Wortfischerin. Das trifft es sehr gut. Und deshalb gibt es in meinem neuen Roman »Lias und der Herr Wellen« auch die Wortfischer, die aus einem Fluss voller Worte die schönsten herausangeln und sie hüten wie einen wertvollen Schatz.

Sie fischen ja aus zwei Flüssen. Einerseits aus dem der geheimnisvollen orientalischen Erzählkunst, andererseits aus dem des bodenständigen deutschen Märchenschatzes ...

Ganz genau. Ich lasse mich von beiden gerne inspirieren. Die wirklichen Märchen aus 1001 Nacht sind in Deutschland offen gesagt reichlich unbekannt. Meistens erschöpft

sich das Wissen um diese Märchenwelt in der sehr populären Erzählung von Aladin und seiner Wunderlampe, die aber erst vom französischen Übersetzer Galland dort hineingedichtet wurde, als er 1001 Nacht vor einigen hundert Jahren erstmals nach Europa gebracht hat. Dabei sind die echten Märchen aus der arabischen und vorderasiatischen Welt wundervoll, und ich empfehle unbedingt, sie zu lesen. Besonders Übersetzungen der Orientalistin Claudia Ott sind sehr gelungen.

Grimms Märchensammlung und die »Märchen aus 1001 Nacht« – wo sind die Gegensätze, wo das Verbindende?

Was sie verbindet ist das, was alle Geschichten verbindet. Sie erzählen von Menschen, ihren Herausforderungen im Leben und den Wegen, diese zu meistern. Und sie spielen mit übernatürlichen Figuren, weswegen sie von einigen Erwachsenen als Geschichten nur für Kinder gesehen werden, was natürlich nicht richtig ist. Mir ist aufgefallen, dass die arabischen Märchen seltener das Böse personifizieren. Hier gibt es öfter das Schicksal, das Menschen in scheinbar ausweglose Situationen bringt, aus denen sie sich meist im Vertrauen auf Gott befreien können. Und natürlich gibt

Akram El-Bahay hat viele Jahre als Journalist gearbeitet, bevor er begann, Kinderbücher zu schreiben. 2014 gewann er den Phantasik-Literaturpreis Seraph in der Kategorie Bestes Debüt. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in der Nähe von Düsseldorf.

es hier und da spezielle Fabelwesen. Hier die Zwerge und Meerjungfrauen, dort die Dschinnen und Ghoulas. Aber letztlich geht es in allen Märchen um Menschen, darin sind sie einander ganz gleich.

Sie haben in einem Interview einmal Rafik Schami zitiert, der das Schreiben mit dem Kochen verglichen hat. Welche Zutaten braucht denn ein gutes Buch?

Rafik Schami hatte das im gesprochenen Vorwort zu seinem Kochhörbuch »Damaskus – Der Geschmack einer Stadt« so erklärt, dass sowohl ein Autor als auch ein Koch mutig sein müssen. Beide sollten etwas ausprobieren, wenn sie ihre Leser oder Gäste überraschen wollen. Wenn man immer nur das Gleiche aufischt, wird es irgendwann fad. Und ich denke, da hat er völlig recht. Wenn man nichts wagt, ist das Ergebnis öde. Und das ist beim Essen sowie auch beim Lesen schrecklich! Die Zutaten, die ein gutes Buch braucht, sind: Mut zu neuen Ideen; Liebe zu den Figuren; Freude an der Sprache. Und das nötige Fingerspitzengefühl, nicht zu viel und nicht zu wenig Pfeffer in die Geschichte zu bringen.

Sie schreiben: »Geschichten brauchen einen Ort, an dem sie leben, atmen und wachsen können«, aber auch: »Selbst die schönste Erzählung braucht finstere Orte« ...

Nun, für viele Schreibende gibt es einen Ort, an dem sie gerne arbeiten. Bei manchen – wie bei mir – ist er sehr spartanisch. Bei anderen eher voll von Erinnerungen und Büchern – so wie bei Tante Hermine im Roman. Manche haben ein Schreibhaus, andere schreiben in Hotels. Aber ich denke, dass der Ort, an dem eine Geschichte entsteht, ein besonderer ist. Ich stelle mir vor, dass dort etwas von den Erzählungen zurückbleibt, das auch Jahre später noch da ist. Wie eine Erinnerung an die vielen Ideen, die dort zu einer Geschichte verwoben wurden. Aber auch eine Geschichte selbst ist ein geschützter Raum, in dem der Autor oder die Autorin seine Leserinnen und Leser überall hinführen kann – selbst an finstere, sehr gefährliche Orte. Für die Leser bedeutet dies, dass sie ein gefährliches Abenteuer erleben können, ohne fürchten zu müssen, in Gefahr zu geraten oder gar ums Leben zu kommen. Es gibt Kindern die Möglichkeit, Situationen zu durchleben und zeigt ihnen auch, wie man sich in einer solchen Lage verhalten könnte. Es macht (hoffentlich) schlauer und stärker, um in der echten Welt besser bestehen zu können.

Folgende Passage aus Ihrem Buch stellt gut die heutige Situation dar: »Früher haben sich die Figuren der Geschichte darüber gefreut, zwischendurch in eine der anderen Erzählungen zu gelangen. Neues zu sehen und zu hören. Einen

anderen Blick zu gewinnen oder von fernen Orten zu hören. Doch nun können sie die Türen ihrer Häuser gar nicht fest genug verschließen.«

Hier hat mich die Realität beim Schreiben eingeholt. Ich hatte ursprünglich vor allem im Sinn gehabt, dass der wachsende Protektionismus in mehreren Staaten dazu führt, dass die Gemeinschaft der Länder schwächer wird. Ziele, die nur zusammen erreicht werden können, geraten aus dem Blick, Partner fangen an sich zu misstrauen. Verkürzt kann man sagen: Jeder ist alleine schwächer. Und das macht sich jemand in »Lias und der Herr der Wellen« zunutze, wenn er die Türen zwischen den Geschichten schließt. Er schwächt seine Gegner. Während des Schreibens kam Corona, und die Türen mussten tatsächlich geschlossen werden. Zwar fangen wir nicht an, anderen zu misstrauen. Aber Menschen sind nun einmal dazu gemacht, zusammen zu sein. Und es ist bedrückend, dass wir das derzeit nicht sein können. Das gilt auch für Autoren und Leser, die nicht persönlich auf Lesungen zusammenfinden können.



Akram El-Bahay
**Lias und der Herr
der Wellen**
Uebersreuter,
352 S., ab 11

»Worte sind mächtig auf dieser Welt« schreiben Sie. Inwiefern können Worte Flügel verleihen oder Ängste schüren?

Ein Roman ist ein Monolog, der über mehrere hundert Seiten reicht. Und gerade bei Kinderbüchern muss man verdammt gut aufpassen, was man dort hineinpackt. Denn die lesenden Kinder sind in der Regel mit allem Gesagten darin alleine. Manche Worte sind ganz harmlos, andere können verschiedenste Wirkung entfalten. Ich muss also darauf Acht geben, welchen Standpunkt ich einnehme oder welche Lösung für ein Problem ich anbiete. Und ich darf nie die Botschaft übermitteln, dass meine Sicht die einzige ist, die stimmt. Michael Ende hat das sinngemäß so formuliert, dass er kein in sich abgeschlossenes Weltbild habe, welches er jemandem überstülpen könne. Diese Verantwortung habe ich beim Schreiben immer im Kopf.

Sehen Sie im Schreiben auch einen Bildungsauftrag oder steht für Sie doch die Fantasie und der Spaß an vorderster Stelle?

Oh, ich finde, man darf seinen Leserinnen und Lesern gerne ein paar Dinge mitgeben. Mal die Namen berühmter Autorinnen und Autoren (wie etwa in »Wortwächter«), mal Verweise auf andere Märchenwelten (»Lias und der Herr der Wellen«). Ich mag Geschichten, die mitreißen, schnell sind und aufregend. Und ich mag es, wenn ich anschließend mehr weiß als vorher. So versuche ich in meinen Büchern Fantasie, Magie und Wissen zu verbinden. ■



Viele neue Serienhelden kämpfen auch dieses Jahr wieder um die Gunst der jungen Leserinnen und Leser.

SERIENSTARTS 2021

VON ANDREA WEDAN

Die neue Serie »Das Bücherschloss« wird wohl Mädchen wie Jungs mit ihrem sehr lebendig und frisch geschriebenen Stil gewinnen. Die Anmerkung im Klappentext »Abenteuerserie für Mädchen« kann man getrost vergessen.

Becky und ihr Vater Prof. Ignaz Librum ziehen in Schloss Rosenholz ein. Beckys Familie hatte immer eine besondere Beziehung zu Büchern, schon ihr Großvater hat ein Buch über die besten Bibliotheken der Welt geschrieben, und ihr Vater verfasst Geschichtsbücher. Das ist der Grund, warum Becky nicht viel von erfundenen Geschichten hält und lieber Bücher, die schlau machen, liest. Mit ihnen kommen die Haushälterin Molly und ihr Sohn Hugo, der sehr gerne erfundene Geschichten liest. Im Schloss wird Becky bereits von drei magischen Wesen erwartet. Sie hüten die Bibliothek und sind sehr besorgt, denn die Bücher beginnen zu Staub zu verfallen und die Geschichten wären somit für immer verloren. Becky soll jenes Kind sein, das sie davor rettet. Die Bücher im Schloss sind spezielle Ausgaben, man liest sie nicht nur, man erlebt sie. Becky ziert sich ein wenig, Kinderbücher zu lesen, aber als Hugo beginnt, aus »Als die Tiere sprechen lernten« zu lesen und die Magie zu wirken beginnt, weiß sie, dass sie eine wichtige Aufgabe zu erledigen hat.

Rosalie Roofer wird sich bestimmt rasch in die Herzen vieler Kinder zaubern. Die süße kleine Wunschrooferin lebt, wie ihr Name schon sagt, in einem Gewächshaus auf dem Dach in der Lord-Moppster-Lane Nr. 5 in London – zusammen mit Fuchs Sniffer und den Tauben Harry und William. Sie liebt London, geht niemals ohne Frühstück aus dem Haus und sprüht vor Lebensfreude und Optimismus. Wenn sie gerade nichts zu tun hat, dann vertreibt sie sich die Zeit mit Häuserschluchten-Weitspringen, Schornsteinhopsen, Kabelbalancieren oder sie mopst Blumen aus Balkonkästen für



Barbara Rose
Das Bücherschloss – Das Geheimnis der magischen Bibliothek
Loewe, 160 S., ab 8



Andrea Schütze
Die fabelhafte Rosalie – Wünsche wohnen auf dem Dach
Ueberreuter, 160 S., ab 8

einen schönen Blumenstrauß. Aber nichts tut Rosalie lieber als Wünsche erfüllen – und das ist auch ihr Job. Rosalie kümmert sich um die Herzenswünsche von Kindern. Dabei kann sie ihre Originalität und ihren ganzen Einfallsreichtum zum Einsatz bringen. Und da glimmt auch schon ihr Fernrohr auf – ein Kind braucht Hilfe. Nun muss es schnell gehen, denn sie will nicht, dass eine gute Fee ihr zuvorkommt und ihr den Job wegschnappt. Die kleine Elsie hätte so gerne einen Opa. Rosalies ganzer Einsatz ist gefordert, denn einen Opa schnippt man nicht einfach mit den Fingern her.

Bumm-tschakka – da ist so einiges los, in dieser turbulenten neuen Kinderbuchreihe mit absolutem Lieblingsbuchpotenzial.

Ebenfalls in England steht Moorwood Castle, das Zuhause von Malvina Moorwood. Im Burgen- und Schlösserlexikon kann man nachlesen, dass es zu den 10 hässlichsten Bauwerken Großbritanniens gehört. Malvina findet das untertrieben, denn sie ist sicher, dass es das absolut hässlichste Bauwerk im ganzen Land ist. Das Betreten ist wegen Lebensgefahr verboten, weshalb die Familie in einem Nebengebäude wohnt. Im Schloss selbst wohnen nur noch Spukgestalten: der rote Baron und der Henker Harry, die Spinnen-Lady, die weiße Wasserleiche und der tanzende Totengräber. Malvinas bester Freund ist Tom, dessen Mutter einen Trödlerladen in der Nähe der Zahnarztpraxis ihrer Mutter hat. Der ist zwar nicht so abenteuerlustig wie Malvina, dafür ist er Meister im Denksport und ziemlich hell im Kopf. Als Malvina erfährt, dass das alte Schloss an einen gewissen Mr. Beaumel verkauft werden soll, bricht für sie eine Welt zusammen. Gemeinsam mit Tom muss sie es schaffen, den Verkauf zu verhindern. In ihrer Tante Frieda bekommt sie eine Verbündete, denn die findet ein altes geheimnisvolles Tuch, das mit einem Fluch des alten Lord Aldwyn Moorwood bestickt ist:

Wer unser Haus dereinst zu Golde macht, der krieget die Schwarzpest in der Nacht.

Und wer nach Moorwood seine Finger streckt, der wird vom graus'gen Geist geweckt.

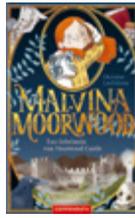
Der stirbt sogleich vor Schreck, die Leiche trägt der Rabe weg.

Doch wer den Schatz kann finden, der soll den Zauber binden.

Diese spannende wie auch humorvolle Geschichte ist überaus detailreich erzählt, flott und pfiffig und besticht mit einer gewinnenden Titelheldin, die über eine herrliche Portion Selbstironie verfügt.

Alle 12-Jährigen aus den hochrangigen Familien von Horror's Cope, die in der Kunst des Wahrsagens ausgebildet werden sollen, kommen auf die ehrwürdige Akademie Fortuna. So auch Anniversary Fortune, genannt Sorry. Die Fortunes sind Visionisten, die für ihre Vorhersagen weder Karten noch Glaskugeln brauchen, weshalb sie sich als Elite betrachten. Sorrys Schwester Merry ging Jahr für Jahr als Beste der Akademie ab, was ihrer Mutter die Leitung der Schule sicherte. Nun hängen alle Erwartungen an Sorry. Doch die hat ein Problem – sie kann nicht weiter als fünf Minuten in die Zukunft sehen und wird aufgrund ihrer unausgereiften Gabe in der Familie eher als Versagerin angesehen. Ihr Unvermögen wäre eine willkommene Chance für die Astras, die Familie der Sterndeuter, die ganz auf ihre begabte Tochter Estrella setzt. Somit sind die Machtkämpfe der Wahrsager eröffnet. Und als dann noch Ben auftaucht, entfacht das noch mehr das Feuer des Misstrauen und des Argwohns unter den Familien. Denn Ben ist ein Nekromant, ein Vertreter jene Zukunftsseher, die mit der dunklen Macht der Totenwelt arbeiten und bereits vor vielen Jahren als besiegt galten.

Ein interessantes Debüt der Hamburgerin Sarah Kempen, die eine Vorliebe für verrückte Namen zu ha-



Christian Löffelbein
Malvina Moorwood – Das Geheimnis von Moorwood Castle
Coppentrath, 320 S., ab 9



Sarah M. Kempen
Akademie Fortuna – Wenn Wahrsagen so einfach wäre
Schneiderbuch, 230 S., ab 10



Gesa Schwartz
Ella Löwenstein – Eine Welt voller Wunder
cbj, 144 S., ab 8

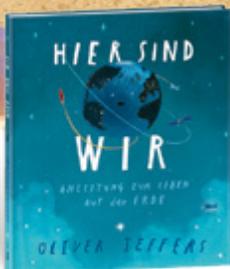
ben scheint. Man muss die Geschichte allerdings aufmerksam lesen, denn sie kann stellenweise etwas verwirren. Aber es lohnt sich, das Thema ist toll umgesetzt und Band 1 endet mit einem Cliffhanger, der Band 2 mit Spannung erwarten lässt.

Eigentlich sollte man denken, dass es fantastisch sein muss, wenn man Magiewesen sehen und sogar mit ihnen sprechen kann, wie beispielsweise mit der Nixe im Gartenteich, dem Männchen im Apfelbaum oder mit dem Troll, der so gerne Pfefferminzstangen isst. Wenn Magiewesen in der Nähe sind, dann riecht die Luft für Ella Löwenstein wie tanzender Schnee. Aber der 10-jährigen macht diese Fähigkeit gar keine so große Freude. Ganz im Gegenteil, ständig wird sie von ihrer Klassenkameradin Friederike verlacht, weil diese sie immer wieder dabei ertappt, wie Ella mit Trollen oder Kobolden spricht, die Friederike selbst nicht sehen kann. Deshalb ist Ella auch gar nicht begeistert, als der pinkfarbene Kobold, der im Topf mit dem Heidekraut wohnt, den sie von ihrer Tante bekommen hat, sie bittet, sein Zuhause wieder zurück in die Heide zu bringen. Da draußen muss irgendwo ein Loch sein, aus dem sein Heidekraut gerissen wurde. Ella lehnt erst vehement ab, ihm zu helfen. Doch der Kobold lässt sich so manchen Schabernack einfallen, um sie umzustimmen. Schließlich willigt Ella ein und begibt sich mit Kasimir auf die Suche in die Heide. Sie begegnen so manchem magischen Wesen, nicht alle von ihnen sind ungefährlich. Und dann treibt sich auch noch Friederike mit ihrer Clique in der Heide herum ...

Es ist eine fantasievolle und bunte Welt, von der Gesa Schwarz in ihrer neuen Reihe erzählt. Mit Feen, schwarzen Reitern, Kobolden mit italienischem Akzent, gütigen Seeschlangen und geheimnisvollen Schleiern, aber auch jeder Menge Nervenkitzel. Eine Empfehlung für alle, die Magie lieben und vielleicht sogar ein klitzeklein wenig daran glauben. ■

Packen wir's an!

Nach der Anleitung zum Leben auf der Erde baut Oliver Jeffers mit seiner Tochter ihre gemeinsame Zukunft.



Hier sind wir –
Anleitung zum Leben
auf der Erde
ISBN: 978-3-314-10453-4



Was wir bauen –
Pläne für unsere Zukunft
ISBN: 978-3-314-10563-0



»Geistreiche Bilder,
atmosphärisch und
voller Details.«

The Times

Nord
Süd



DREIMALDREI

VON ANDREA WEDAN

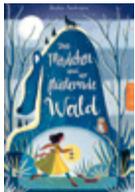
KINDERBUCH



Judith Burger
Ringo, ich und ein komplett ahnungsloser Sommer
Gerstenberg, 179 S.

Wieso kann man nicht einfach sein, was man sein will? – Astas Eltern sind Theaterproduzenten und inszenieren jedes Jahr ein Sommertheater. Asta möchte Schauspielerin werden, und dieses Jahr bekommt sie mit der Streichholzverkäuferin in »Der glückliche Prinz« von Oscar Wilde ihre erste Rolle. Doch bei jeder Probe hat sie bloß Watte im Kopf und verliert auf der Bühne jegliches Gefühl für ihren Körper. Und dann schnappt ihr auch noch ihr bester Freund Ringo die Rolle weg. Judith Burger hat wie immer ein feines Gespür für die richtigen Worte und vermittelt

dabei locker und unbeschwert, dass jeder etwas kann und auch irgendwann das Seine finden wird. Man muss manchmal nur bereit sein, falsche Vorstellungen loszulassen.



Sophie Anderson
Das Mädchen und der flüsternde Wald
Übers. v. Carina Schnell Dressler, 352 S.

Sophie Anderson begibt sich wieder auf die Spuren alter Erzählungen. In »Das Mädchen und der flüsternde Wald« begleiten wir Janka auf der Suche nach ihrer Herkunft. Das Mädchen weiß, dass sie anders ist als die anderen Dorfbewohner. Sie beschließt, gemeinsam mit ihrem Wiesel Mäusefänger nach der Wahrheit zu suchen. Dabei begegnen ihr Jaga und ihr Haus auf Hühnerbeinen, mystische Wölfe, Feuerdrachen, ein Bärenzar und Rusalkis, Wasserwesen aus der slawischen Mythologie. Immer wieder flicht die Autorin überlieferte Märchen und Fabeln in die

Hauptgeschichte ein. Denn wie sagt die weise alte Baba Jaga: Manchmal braucht man keine Medizin, sondern einfach nur eine Geschichte.



Oskar Kroon
Warten auf Wind
Hummelburg, 256 S.

Mit einem äußerst spannenden Prolog, der richtig neugierig macht, kippt man geradezu in »Warten auf Wind«. Vinga ist fasziniert vom Meer und vom Himmel – beides verkörpert für sie die Ewigkeit und die Unendlichkeit. Das träumerische Mädchen mit den feuerroten Haaren verbringt den Sommer wie immer bei ihrem geliebten Großvater auf der norwegischen Insel Utsira. Spürbar hat Vinga großen Kummer; das Meer und ihr Großvater sollen ihr dabei helfen, diesen zumindest kurzfristig zu vergessen. Doch

es wird kein Sommer des Vergessens – Liebe, Trennung, Geburt und Tod, das alles stürzt innerhalb nur weniger Wochen auf Vinga ein. Und somit erlebt sie einen Sommer; der mit schönen und traurigen Erlebnissen für sie bestimmt für immer unvergesslich bleibt. ■

JUGENDBUCH

»Dinge, die so nicht bleiben können« beginnt etwas langatmig, wird dann durchaus amüsanter und endet schließlich bitterernst. Also nichts für jene, die Action und Spaß mögen. Aber ein Tipp für alle, die Bücher fernab des gängigen Mainstreams lieben. Sebastian liebt Filmklassiker wie Casablanca, The Big Lebowski, Krieg und Frieden. Er trifft im Foyer eines Kinos auf Frida, die es schafft, ihn immer wieder herauszufordern, um ihr aus seinem Leben zu erzählen, während sie sich selbst sehr bedeckt hält und ständig ein paar Lügengeschichten parat hat. Doch es gibt Gründe, warum Frida nur schwer Vertrauen fassen kann. Ernste, tiefgründige, vielleicht sogar etwas schwermütige Jugendliteratur, aber jede Zeile wert, gelesen zu werden.



Michael G. Bauer
Dinge, die so nicht bleiben können
Übers. v. Ute Mihr
Hanser, 224 S.

»Seit ich weiß, dass ich jederzeit wirklich sterben kann, habe ich das Bedürfnis, jeden Augenblick intensiv zu erleben, um nichts zu bereuen.« Es braucht einige Zeit, bis Gabriel zu dieser Erkenntnis kommt. Als er die Nachricht erhält, sechs Leben zu haben, ist für ihn Schluss mit seinem banalen Dasein. Immer schon träumt er vom Fallschirmspringen, er kann sich Klippen runterstürzen – er kann Superman sein. Und so verliert er rasch ein Leben nach dem anderen, bis er nur mehr zwei hat und die Diagnose eines Herzfehlers. Ein unglaublich tiefgründiges Buch, das den Wert des Lebens sehr direkt vor Augen hält und drüber nachdenken lässt, wie man es verbringen möchte und was man damit macht.



Véronique Petit
Sechs Leben
Übers. v. Ann-Kathrin Häfner
mixtvision, 256 S.

Moritz versucht immer wieder, jenes Labyrinth nachzubauen, das ihn 1771 durch die Zeit katapultiert hat. Jedes Mal wird es auf mysteriöse Art wieder vernichtet. Er weiß, dass das kein Zufall ist. Lea soll ihre Ferien am Land verbringen, dort, wo das Leben aus dummen Bauernregeln besteht. Sie weiß noch nicht, welches Abenteuer ihr bevorsteht. Als sich die beiden begegnen, bleiben Leas Fragen an Moritz erst mal unbeantwortet, er hat keine Zeit für Erklärungen – es droht Gefahr und er muss dringend weg aus dieser Zeit. Lea soll ihm dabei helfen. Was ist Zeit? Verläuft sie tatsächlich linear? Was hat es mit Hugh Everetts Paralleluniversen auf sich? Michael Englers erster Jugendroman ist nicht nur aufregend zu lesen, er wirft auch durchaus spannende Fragen auf. ■



Michael Engler
Lea und das Labyrinth der Zeit
Boje, 320 S.

BILDERBUCH

Eigentlich ist es ja besser, wenn man lesen kann. Aber in dieser wunderschönen, entzückenden Geschichte ist es ein Glück, dass keiner lesen konnte. Denn nur deshalb haben sich Freunde gefunden: Dackel Daniel von Dachshund fand eine Flaschenpost und fragte Arno den Ackergaul, ob er sie denn lesen könne. Der konnte es nicht, also fragten sie den klugen Bobby Bock. Aber auch der konnte es nicht, und so fragten sie Ali Eiderle, die Polarente, und auch bei den Möwen fragten sie nach. Bis übers Meer mussten sie alle reisen, um endlich ein kleines Mädchen zu finden, das die Flaschenpost vorlesen konnte. Was darin wohl gestanden ist? Es wird nicht verraten, denn vielleicht werden so ja noch viel mehr Freunde gefunden.



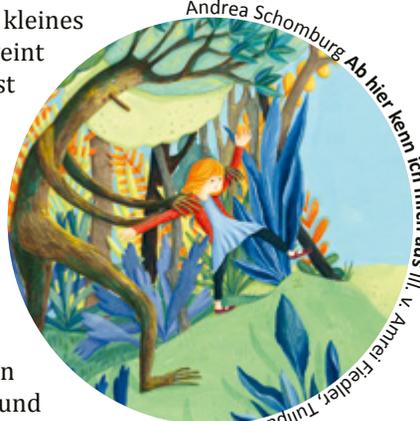
Hannu Hirvonen Wer das liest, findet viele Freunde III v. Lisa Rammensee, Übers. v. Marielena Lembecke, Bohem Press, 36 S.

Eine zauberhaft poetische Geschichte in Wort und Bild erzählt von »Paulette und Minosch« und der Pflanze Mimosa. Auf ihrem Boot treiben sie übers Wasser, das hektische Leben am Ufer beobachten sie nur von der Ferne. Paulette malt und singt, und Minosch, der Kater, sitzt vor einem Mauseloch und wartet. Als dann Mimosas erste Knospen sprießen, ist es vorbei mit Paulettes Ruhe. »Wann blüht sie endlich?« will sie wissen und lässt nichts unversucht, um sich möglichst rasch an Mimosas Blütenpracht zu erfreuen. Dabei hört sie nicht auf Minosch, der Paulettes Drängeln mit Argwohn beäugt. »Sie blüht, wenn sie blüht« verkündet er weise. Lerne: Jene Dinge, die du nicht imstande bist zu ändern, denen begegne am besten mit Gelassenheit.



Raffaella Schöbitz und Kerstin Hau Paulette und Minosch Kunstanstifter, 32 S.

Was man nicht kennt, macht Angst. Wo man sich nicht auskennt, da fühlt man sich verloren. Ein kleines Mädchen hat sich im Wald verirrt und weint vor Angst. Wie gut, dass der Baumgeist vorbeikommt und ihm erklärt, woher all die unbekanntenen Geräusche kommen. Er führt das Mädchen sicher an den Waldrand, von wo aus sie sich wieder gut auskennt. Kurzerhand nimmt sie den Baumgeist mit in die Stadt. Dort bekommt es der sonst so mächtige Baumgeist aber selbst mit der Angst zu tun. Wie gut, dass ihm das Mädchen nun ihre Welt erklären kann. Lebhaftige Verse und farbenprächtige, detailreiche Bilder sind eine wahre Wonne für Vorleser und Zuhörer. ■



Andrea Schomburg Ab hier kenn ich mich aus III v. Anneli Fiedler, Tullpan, 48 S.

Die FARM DER FANTASTISCHEN TIERE

WILLKOMMEN AUF DER DRACHEN-FARM!



Die Zwillinge Monty und Nell sollen die Ferien auf der Farm ihrer Tante verbringen. Was sie nicht ahnen: Die „Drachenfarm“ ist ein Zufluchtsort für fantastische Tierwesen! Und eins davon ist in großer Not: Können sie der verzweifelten Drachin helfen?

Michael Peinkofer
je 256 Seiten, ab 8 Jahren
€ [A] 10,30 / Sfr. 15,90 /
€ [D] 9,99
Band 1: ISBN 978-3-473-40650-0
Band 2: ISBN 978-3-473-40651-7
www.ravensburger.de



IM GESPRÄCH MIT DEM WIDERSTAND

Gescheiterte Ambitionen sind eine traurige Angelegenheit – besonders wenn es eine ganze Zivilisation betrifft.

VON JOHANNES LAU

Als sich vor zehn Jahren ein Großteil der Bevölkerung im arabischen Raum gegen seine Machthaber erhob, war das für viele mit großen Hoffnungen verbunden: Die Menschen glaubten, dass Korruption und Unterdrückung bald ein Ende haben würden. Das ist nicht eingetreten – die meisten dieser Länder sind weiterhin im festen Griff von Autokraten. Wie wurde diese Revolutionsbewegung ausgebremst und warum konnten die Aktivisten ihre Ziele nicht erreichen? Dem geht der Nahost-Experte und langjährige ARD-Korrespondent Jörg Armbruster in »Die Erben der Revolution. Was bleibt vom Arabischen Frühling?« nach. Der Journalist hat dazu zahlreiche Akteure und Zeitzeugen des Aufstands befragt. Armbruster schreibt dabei ein detailliertes Protokoll der damaligen Ereignisse, das sich stellenweise etwas in seinem Reportageformat verliert, insgesamt aber eine informative Darstellung des gescheiterten Widerstands ist. Die Hoffnung müsse man laut Armbruster jedoch nicht aufgeben, auch wenn noch viel zu tun bleibt: »Immerhin haben die Aufstände von 2011 gezeigt, dass die Herrschaft der arabischen Patriarchen nicht unangreifbar ist. Die Mauern, hinter denen sich die Langzeitautokraten verstecken, haben Risse bekommen. Aber der Sturz des Übervaters allein reicht nicht, um gerechtere Verhältnisse zu schaffen, ein solcher Sturz muss das zähleibige System mit sich reißen.« Aber was nicht ist, kann ja noch werden. ■



Jörg Armbruster
Die Erben der Revolution.
Was bleibt vom Arabischen Frühling?
Hoffmann und Campe, 304 S.

ANREGENDES DENKFUTTER

In der Forschung sind Historiker »Gefangene der Zeit«.

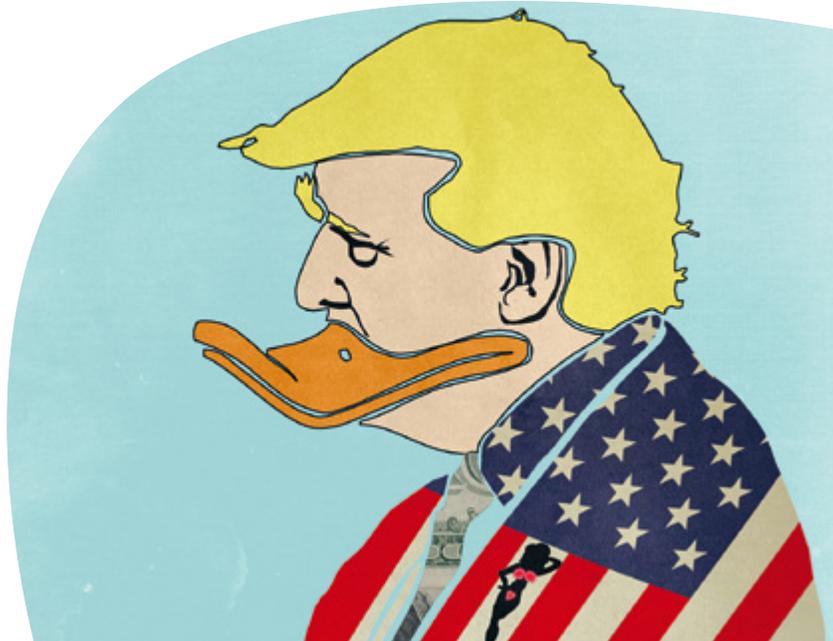
VON HANS-DIETER GRÜNEFELD

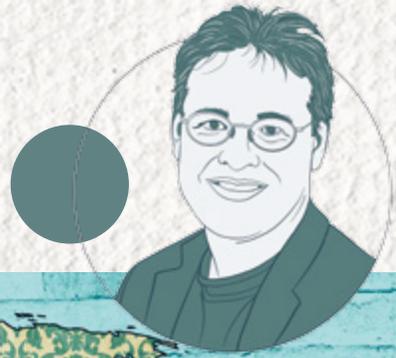
Mit explizitem Bezug auf seinen Kollegen Jürgen Osterhammel ist sich Christopher Clark gewiss, dass vergangenen Ereignissen und Strukturen durch jeden individuellen Zeithorizont seiner Zunft ein eigenes Erklärungsmoment hinzufügt werde. Sein Buch über »Geschichte und Zeitlichkeit von Nebukadnezar bis Donald Trump« ist aber keine Studie zu bedingter Berufsblindheit und deren Folgen, sondern eine Sammlung von Essays und Vorträgen, die je bestimmte Konstellationen vor allem deutscher Provenienz aus ungewohnter Perspektive betrachten. So bestand im Kontext der Judenemanzipation eine wenig effektive Institution zur Missionierung fürs protestantische Christentum und somit sozialen Einhegung. Gemäß allgemeiner Überzeugung war das Christentum nicht nur Norm und Grundlage, sondern auch Zweck des Staates. Diese Initiative wirft ein bezeichnendes Licht auf verhüllte Theokratie und dadurch forcierten Antisemitismus, woraus beim Nazi-Regime dann wurde: »Die Juden sind unser Unglück.« Gesteigert später in der Hybris zum Tode, die sich zynisch mit »Anstand« verwirklichte. Darauf legte jedenfalls Heinrich Himmler wert, wie in den Psychogrammen aus dem Dritten Reich nachzulesen ist, wobei »Anstand« bedeutete, sich nicht an ermordeten Juden zu bereichern. Außer solchen überraschenden Spots auf scheinbar Bekanntes hat Christopher Clark auch kluge »Gedanken über die Macht – Der Traum des Nebukadnezar«, zur politischen Steuerung von (Seuchen-)Krisen sowie »Die Zukunft des Krieges« zu bieten. Seine Texte sind prall gefüllt mit anregendem Denkfutter. ■

Christopher Clark
Gefangene der Zeit. Geschichte und
Zeitlichkeit von Nebukadnezar bis Donald Trump
DVA, 336 S.



Illustration: Jorgchi Poll





Die Globalisierung ist weit fortgeschritten, sie ist aber kein neues Phänomen: Die Menschheit war immer schon höchst mobil.

Vor gut einem Jahrzehnt hat eine Gruppe um den Innsbrucker Ökonomen Josef Nussbaumer ein interessantes Gedankenexperiment gestartet: Die ganze Welt – Bevölkerung, Wirtschaft, Sozialstrukturen, Bildung, Umwelt usw. – wurde in einem Dorf namens »Globo« mit 100 fiktiven Bewohnern abgebildet. Durch diesen Kniff werden Zusammenhänge fassbar, die im globalen Datendschungel nicht so leicht überblickbar sind.

Nun haben die Autoren eine aktualisierte Version erarbeitet, die den Fokus auf die 17 »Nachhaltigen Entwicklungsziele« der UNO legt. Dabei wird vor allem eines deutlich: Trotz aller Ungleichheiten sind die Menschen auf dieser Welt stärker denn jemals zuvor miteinander verbunden.

Die Globalisierung ist freilich kein völlig neues Phänomen, sie hat eine lange Geschichte. Die heutige Vernetzung geht auf den Kolonialismus im 19. Jahrhunderts zurück, und dieser wiederum fußt auf den Entdeckungen europäischer Seefahrer um 1500.

Doch rückte die Welt auch davor schon immer enger zusammen. Die an der Yale University lehrende Historikerin Valerie Hansen datiert den Start der Globalisierung nun auf das Jahr 1000. Sie argumentiert u.a. mit der Expansion der Wikinger, der Maya oder asiatischer Steppenvölker; sie folgt den Wegen des europäischen Sklavenhandels und des afrikanischen Goldes, sie beschreibt das multikulturelle Leben in damaligen Metropolen.

Die Gleichzeitigkeit globaler Veränderungen vor 1000 Jahren ist in der Tat bemerkenswert. Doch die Wurzeln der Globalisierung reichen noch viel weiter zurück. Ein gutes Beispiel dafür ist die Himmelsscheibe von Nebra, eine an die 4000 Jahre alte Darstellung des Sternenhimmels. Im prachtvollen Katalog zu einer (coronabedingt verschobenen) Ausstellung in Halle (Saale) ist nachzulesen, dass dieses einzigartige Artefakt aus englischem Gold und Zinn

sowie aus österreichischem Kupfer besteht; die Darstellungen verweisen auf Wissen aus Ägypten und dem Orient. Die Himmelsscheibe ist damit ein weiterer Beweis, dass Materialien schon immer über weite Strecken gehandelt wurden und dass mit den Gütern auch Menschen, technische Fertigkeiten, religiöse und kulturelle Vorstellungen wanderten.

Globalisierung ist ein uraltes Phänomen. In ihr manifestiert sich, dass der Mensch seinem Wesen nach zutiefst mobil ist. Der einzige Unterschied zu früher ist, dass uns heute andere Technologien zur Verfügung stehen, um dieses Grundbedürfnis auszuleben. ■



A. Exenberger, S. Neuner,
J. Nussbaumer
**Globo: Eine neue Welt
mit 100 Menschen**
Studia, 272 S.



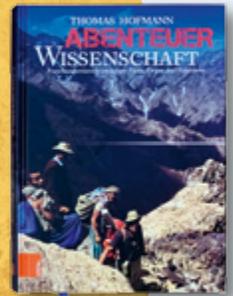
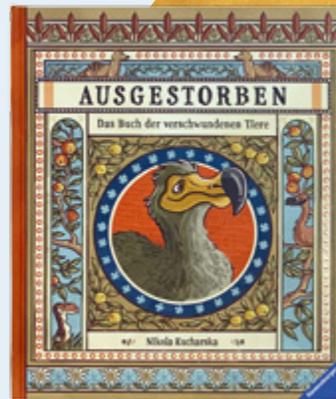
Valerie Hansen
**Das Jahr 1000. Als die
Globalisierung begann**
C.H.Beck, 393 S.



H. Meller, M. Schefzik (Hg.)
**Die Himmelsscheibe von
Nebra. Neue Horizonte**
wbg Theiss, 240 S.

SIEGER BÜCHER

Das Publikum hat entschieden: Die Siegerbücher des »Wissenschaftsbuch des Jahres 2021« stehen fest. Mehr als 11.000 Stimmen wurden bei der diesjährigen Wahl hauptsächlich online abgegeben. Buchkultur gratuliert den Gewinner/innen herzlich!



»Wissenschaftsbuch des Jahres« ist eine Aktion vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung und wird vom Verlag Buchkultur durchgeführt. wissenschaftsbuch.at

KATEGORIE NATURWISSENSCHAFT/TECHNIK

Geologen auf Forschungsreise bekommt man selten zu Gesicht, Aufzeichnungen von ihnen sind rar: Denn ermüdende Abenteuer und abendliche Niederschriften vertragen sich nicht gut. Thomas Hofmann, Bibliotheksdirektor der Geologischen Bundesanstalt in Wien, versammelt Erlebnisberichte aus zwei Jahrhunderten. Mit dem Schwerpunkt auf österreichische Wissenschaftler, aber durchaus auch über die Landesgrenzen hinaus – etwa mit der Antarktisexpedition des Norwegers Roald Amundsen –, liest sich dieses Buch als abwechslungsreiches Konvolut wissenschaftlicher Abenteuer-Anekdoten. Wer also wissen will, wie Wissenschaft funktioniert, der folge Hofmann durch das Himalaya-Gebirge, die mongolische Steppe, das karibische Meer, den nigerianischen Regenwald, hinein in den Alltag der Feldforschung, der alles andere als alltäglich ist.

Thomas Hofmann
Abenteuer Wissenschaft. Forschungsreisende zwischen Alpen, Orient und Polarmeer
Böhlau, 287 S.

KATEGORIE MEDIZIN/BIOLOGIE

Vertrauen ist flüchtig und widersprüchlich. Sobald man anfängt darüber nachzudenken, löst es sich immer weiter auf. Im Zeitalter von Fake News, Terror und Pandemie scheint es außerdem selten geworden zu sein. Steckt das Vertrauen in der Krise? Der Philosoph Martin Hartmann analysiert dieses Gefühl, das die Welt im Innersten zusammenhält und attestiert ihm ein großes Dilemma: Vertrauen klingt gut, doch niemand will es wirklich. Denn dafür müsste man auch bereit sein, sich verletzlich zu zeigen, und das möchte so schnell niemand. Aus nächster Nähe beleuchtet Hartmann diese scheinbar unvereinbaren Eigenschaften, gemeinsam mit dem System von Werten und Vorstellungen unserer Gesellschaft, in das es eingebettet ist, und bietet aufschlussreiche und erstaunliche Einblicke in die »unsichtbare Macht«.

Martin Hartmann
Vertrauen. Die unsichtbare Macht
S. Fischer, 304 S.

KATEGORIE GEISTES- SOZIAL- UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Sind Sie glücklich und zufrieden? Glück hängt von Emotionen ab, schwankt wild und ohne nachvollziehbare Muster hin und her. Zufriedenheit hingegen lässt sich messen! Sie tritt ein, wenn das Leben den eigenen Wünschen und Vorstellungen entspricht. Der Soziologe Martin Schröder wertete eine umfangreiche Langzeitstudie aus – mehr als 600.000 Personen wurden in über drei Jahrzehnten befragt –, und stieß auf viele überraschende Ergebnisse. Unter anderem sind gebildete Menschen nicht unbedingt zufriedener, Patrioten dagegen schon. Ebenso verwunderlich, dass eine größere Wohnung kein Rezept für mehr Zufriedenheit ist ... Was dieses Sachbuch so besonders macht: Auf Basis des großen Datenschatzes mag es so manches suggerieren. Doch die Schlüsse für sein eigenes Leben kann und soll jede/r für sich selbst ziehen.

Martin Schröder
Wann sind wir wirklich zufrieden? Überraschende Erkenntnisse zu Arbeit, Liebe, Kindern, Geld
C. Bertelsmann, 288 S.

KATEGORIE JUNIOR

Die Zeichnungen der polnischen Illustratorin Nikola Kucharska muss man gesehen haben! Das ernste und bedrückende Thema der ausgestorbenen Tiere lockert sie mit ihren Illustrationen auf so charmante Art und Weise auf, dass das Lachen auf jeder Seite garantiert ist. Die Liste der verschwundenen Tiere ist leider ganz schön lang und wird immer länger. Lehrreich, informativ und brandaktuell begleitet »Ausgestorben. Das Buch der verschwundenen Tiere« Kinder ab acht Jahren durch den Dschungel vergangener Tierarten. Darunter zu finden sind nicht nur Dinosaurier und Mammut, sondern auch Quagga, Tarpan oder Smilodon, von denen man vielleicht zum ersten Mal hört. Ein aufwendig und wunderschön gestaltetes Buch – nicht nur für die Kleinen. ■

Nikola Kucharska
Ausgestorben. Das Buch der verschwundenen Tiere
Mit Texten von Katarzyna Gladysz und Joanna Wajs Ravensburger, 64 S. Ab 8 Jahren

GLEICH BEDEUTEND

Wer zwischenzeitlich dachte, wir hätten das Ziel einer gleichberechtigten Gesellschaft bald erreicht, wurde wohl spätestens durch die Wahl Donald Trumps ernüchert. Zwei Autorinnen beleuchten das Problem samt Lösungsmöglichkeiten nun aus größtmöglicher Nähe – ihren eigenen Erfahrungen.

VON ANDREAS KREMLA

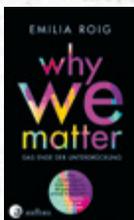
Emilia Roig führt durch ihre Rassismus- und Frauenfeindlichkeits-Rundschau entlang ihrer Lebensgeschichte. Aus ihren Erfahrungen in Deutschland und in Frankreich als Frau dunkler Hautfarbe («halb weiß, halb Schwarz»), berichtet sie, wie sie sich immer wieder »sowohl rassistische als auch sexistische Untertöne« gefallen lassen muss. Sie schreibt über den Dekan, der ihren am Telefon noch unterstützten Studienwunsch plötzlich abwimmelt, als er sie persönlich sieht, vom stillen Patriachat auch in einer intakten Partnerschaft und über ihr »ziemlich spätes und langwieriges und damit nicht untypisches Coming-out«, zu dem sie erst nach mehreren Ehejahren den Schritt wagt.

Roig ist nicht nur mehrfach betroffen, sie ist auch eine ausgewiesene Expertin für multiple Abwertung. »Intersektionalität« lautet der relativ neue Begriff für die Schnittstelle mehrerer Kategorien, in denen man diskriminiert werden kann – in ihrem Fall als Frau, Farbige und Lesbe. Dies hat die französisch-deutsche Politikwissenschaftlerin zu ihrem Lebensthema gemacht: Nach ihrer Arbeit für Migrant/innen-Organisationen und für Amnesty International gründete sie das Center for Intersectional Justice, ein interdisziplinäres Expert/innen-Netzwerk gegen strukturelle Diskriminierung.

Auch in ihrem Buch verweist sie immer wieder auf die institutionellen, strukturellen und historischen Dimensionen von Unterdrückung, Angelpunkt bleibt dabei aber stets ihr eigenes Fallbeispiel. Am stärksten wird das Buch dort, wo sie sich vermehrt auf die Quellen anderer stützt, wie etwa beim Thema Sexarbeit oder bei aktuellen Beispielen aus der Ära Trump. Roigs Lösungsansatz heißt mehr Empathie: nicht nur für alle Unterdrückten, sondern auch für jene die durch ihre Lebensgeschichte zu Unterdrückern wurden. »Herr, gib mir das Selbstvertrauen eines mittelmäßigen



Ijeoma Oluo
Das Land der
weißen Männer.
Eine Abrechnung
mit Amerika
Hoffmann und
Campe, 384 S.



Emilia Roig
Why We Matter.
Das Ende der
Unterdrückung
Aufbau, 400 S.



weißen Mannes.« Diesen berühmt gewordenen Satz der Journalistin Sarah Hagi zitiert auch Ijeoma Oluo. »Mediocre – The Dangerous Legacy of White Male America« lautet der Originaltitel ihres aktuellen Werks. Die Politikwissenschaftlerin hat neben zahlreichen Artikeln für den Guardian, die New York Times und die Washington Post bereits einen einschlägigen Bestseller geschrieben («Schwarz sein in einer rassistischen Welt«, 2020). Auch sie blickt immer wieder auf ihre eigene Geschichte als dunkelhäutige Frau. Doch sie erzählt noch viel mehr Geschichten: jene von Buffalo Bill, der sich als Showmaster der Büffeljagd und Indianervertreibung in Über-Lebensgröße inszenierte; jene der Baumwollfarmer, die es nicht ertragen konnten, mit ihren ehemaligen Sklaven um Arbeitsplätze konkurrieren zu müssen; jene der rassistischen Eskapaden des als fortschrittlich geltenden Präsidenten Woodrow Wilson; und die ganz aktuellen von Donald Trump und George Floyd. So spannend die Autorin die individuelle Selbstüberhöhung der weißen Männer schildert, behält sie dabei stets die strukturelle Dimension im Blick, und hält einer Gesellschaft den Spiegel vor, die Führungsverhalten belohnen, »das in Wirklichkeit unvorteilhaft für alle ist (...) so wie übermäßiges Selbstbewusstsein und Aggressivität«.

Auch die heftigsten Widerwärtigkeiten blindwütiger Cowboys schildert sie leichtfüßig und verknüpft sie zu einer Reise durch die Abenteuerspielplätze des »weißen männlichen Amerikas« Und das sieht nach dieser Tour auf einmal ziemlich anders aus. Am Ende hat Oluo die Geschichte ihres Landes neu erzählt. Dank ihrer originellen Recherchen finden hier auch mit US-amerikanischer Geschichte vertraute Leser/innen unbekannte (und meist eher unrühmliche) Details. Mit leichter Feder geschrieben, bunt aufgebaut und doch höchst systematisch mit historischem und aktuellem Bezug gelingt Oluo eine Kulturgeschichte der nordamerikanischen Diskriminierung. ■

Der miese Schwindel als große Kunst

Scharlatanerie als zivilisatorische Konstante: überraschend Zeitnahes aus 1937

Ständig wird man übers Ohr gehauen. Als menschengewordenes Monument solchen Betrugs wird wohl der 45. US-Präsident – Donald Trump – in die Geschichte eingehen. Dabei ist derartige Hochstapelei keine außergewöhnliche Begebenheit, sondern eine zivilisatorische Konstante – wie Grete de Francesco in ihrem Großessay »Die Macht des Charlatans« bereits 1937 zeigte. Das Werk wurde nun in einer schön gestalteten Neuauflage mit ausführlichem biografischen Nachwort wieder zugänglich gemacht. Patina angesetzt hat der Text aber keineswegs: Das Thema ist schließlich immer noch aktuell, und dem zeitlos klaren Stil der vermutlich 1945 im KZ Ravensbrück ermordeten Verfasserin merkt man das hohe Alter des Texts nicht an. Die Wiener Autorin verfolgt ausführlich und sachkundig die Spuren der Betrüger und erzählt anhand zahlreicher Beispiele die Geschichte der Quacksalber von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert. Dabei wird vor allem deutlich: Derartige Gaunereien haben gerade in Zeiten großer Unsicherheit Konjunktur, da solche professionellen Mogler als Glücksversprechen einfache Erklärungen für komplexe Probleme anbieten. Das Publikum lasse sich daher unbewusst durchaus gerne an der Nase herumführen, weshalb solche Schwindler fast schon schauspielerartige Künstler seien: »Der Charlatan verbreitet auf der Basis halben Wissens halbe Wahrheit, und daß er den Menschen die Möglichkeit eröffnet, zu glauben, was sie glauben wollen, das ist von all seinen Wunderbalsamen der zauberkräftigste.« ■



Grete de Francesco
Die Macht des Charlatans
Andere Bibliothek, 456 S.



Urs Brunner,
Julia Schrammel
Kitty's Salon
Berlin Story Verlag, 290 S.



Isabel Allende
Was wir Frauen wollen
Übers. v. Svenja Becker
Suhrkamp, 184 S.

Ribbentrop im Edelpuff

Die Rolle von Prostitution und Sex als politische Werkzeuge im Dritten Reich

Ein diskretes Haus in Berlin; eine selbstbewusste Frau mit roten Haaren und blaugrünen Augen, aufgewachsen in den wilden Zwanzigern, die »viel Wert auf Stil und Klasse ihrer Mädchen« legt und ein gutes Verhältnis zu jüdischen Nachbarn hat. Die Idee zum »Spionagebordell«, ausgestattet mit Mikrofonen in den Wänden und Abhöranlage im Keller, soll von Heydrich, Leiter des Reichssicherheitsamtes, stammen. Auf dem Ausbildungsplan der angehenden Mata Haris bei Kitty Schmidt: Pistolenschießen, Fremdsprachen, Vorlesungen über Geschlechtskrankheiten, Uniformen und NS-Politik. Sehr solide also. Wie auch die Besucher: Diplomaten, Militärs, Minister. Der »Salon« wird behördlich nie erfasst, das Haus 1943 von Bomben getroffen und der Abhörbetrieb infolge zu spärlich fließender Informationen eingestellt. Das Geheime um Kitty blieb anziehend: Claude Lanzmann recherchierte dort, Rosa von Praunheim drehte einen Dokumentarfilm, Ingrid Thulin spielte sie in Tinto Brass' »Nazi-Exploitation«.

Der Berlin Story Verlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Rhizomen des Faschismus nachzuspüren. Wenn diese – wie hier – in private, »alltägliche« Leben hineinreichen, ergeben sich naturgemäß Lücken und Widersprüche, auf die gewissenhaft hingewiesen wird. Optisch schlägt sich das in vielen Fußnoten nieder – holpert vielleicht manchmal beim Lesen, spricht aber für diese seriöse Quellensammlung als »work in progress«. Was offen bleibt: War Kitty Opfer, Überlebenskünstlerin, Opportunistin oder Kollaborateurin? ■

Feministin von Geburt an

Isabel Allendes kraftvolles Manifest »Was wir Frauen wollen«

Warmherzig, klug, voller Humor und überaus bewegend erzählt die chilenisch-US-amerikanische Bestsellerautorin von den Stationen ihres feministischen Erwachens. Aufgewachsen in einer katholisch-konservativen, männlich-chauvinistischen Familie und Gesellschaft (O-Ton Allende) lernte die Nichte (zweiten Grades) des unter Pinochet ums Leben gebrachten Salvador Allende die Strukturen der Unterdrückung von klein auf zu hassen. Sie schrieb für Chiles erste feministische Frauenzeitschrift, ehe sie vor der Militärdiktatur ins Exil nach Venezuela flüchtete und dort ihren Weltbestseller »Das Geisterhaus« verfasste. Ihre im Gedenken an ihre 1992 verstorbene Tochter Paula gegründete Stiftung unterstützt unterprivilegierte Frauen und Kinder.

»Was wir Frauen wollen« ist ein zutiefst persönlicher Essay, der auch von Allendes drei Ehen, von Alter, Liebe und ihren Wegbegleiterinnen erzählt: Mit ihrer Mutter Panchita stand Allende bis zu deren Tod vor drei Jahren in täglichem Brief- bzw. Mailkontakt.

Feminismus ist nicht unsexy, sondern notwendiger denn je. Auch im 21. Jahrhundert steht es nicht gut um die Rechte der Frauen, und das weltweit.

Feminismus bedeutet nicht, beim Spiel der Männer mitzumachen, das »den Planeten und den moralischen Zusammenhalt der Menschheit zerstört«. Die feministische Bewegung, wie sie Allende herbeisehnt, will ein neues Werte- und Gesellschaftssystem, in dem sich Frauen und Männer die Verwaltung der Erde auf gerechte Weise teilen, und in dem Rassismus, Homophobie und Fremdenfeindlichkeit keinen Platz mehr haben. Ein Aufruf an junge Frauen heute: Ihnen gehört die Zukunft. ■

Johannes Lau

Maria Leitner

Dagmar Kaindl

Fühlhörner der Vernunft

»Hände«, argumentiert Jochen Hörisch, verbinden Sinne und Verstand.

Die philosophische Kontroverse von einst um das Erkenntnisprimat, wonach nichts im Verstand sei, was nicht zuvor in den Sinnen war (John Locke), mit Ausnahme des Verstandes selber (Gottfried W. Leibniz), entspannt Jochen Hörisch dadurch, dass er Hände als Fühlhörner der Vernunft darstellt. Ausgehend von der Diagnose, dass unsere digital geprägte Gegenwart Handvergessenheit kennzeichne, versucht er mit seiner Kulturgeschichte eine anthropologische Korrektur: Hände, verstanden als vermittelndes Gelenk zwischen Körper- und Geistfunktion, sind demnach der entscheidende Trumpf, über den menschliche Intelligenz verfügt, wenn künstliche Intelligenz sie kränkt. Ein extensives Zitatensbrevier aus Johann W. von Goethes Werken, die er als (europäisches) Kulminationszentrum der Hand-Reflexion mit Referenzstatus betrachtet, begründet nicht nur kognitive Qualitäten seines Sujets, sondern auch ein Denk- und Verhaltensmodell für die Moderne. Goethe und mit ihm andere Autoren repräsentieren nachdrücklich die literarische Transfiguration der ordnenden Hand Gottes zur unsichtbaren Hand des Marktes. Berührungsflächen von Religion und Ökonomie werden geradezu als aktuelle Metaphysik deutlich. Dennoch: Körperbewusstsein ist sogar bei manueller Touchscreen-Bedienung und anderen (maschinell) unersetzbaren Fingeraktivitäten präsent. Die Verschiebung von symbolischen Hand-Bedeutungen als regulative Idee und Kraft im Prozess der Säkularisation sinnfällig zu analysieren, ist Jochen Hörisch gelungen. ■



Jochen Hörisch
Hände. Eine Kulturgeschichte
Hanser, 304 S.



Axel Hacke
Im Bann des Eichelhechts und andere Geschichten aus Sprachland
Kunstmann, 264 S.

Im sprachlichen Absurdistan

Ein intellektuelles Vergnügen: mit Axel Hacke »Im Bann des Eichelhechts«

Was ist ein Eichelhecht? Wo wachsen schwarzäugige Erbsen? Wollten Sie sich auch schon immer ein Ganskörpertattoo stechen lassen? Und müssen wir uns vor dem Rächerlachs in Acht nehmen? An der »frittierten Oktopuste« beißt man sich vielleicht nicht die Zähne aus. Aber von den »Muscheln aus der Hölle mit Tunderfisch« lässt man besser die Finger. Über »Politik(er) ohne Rückrad« beklagte sich ein Forumsteilnehmer auf tagesschau.de. Axel Hacke, Kolumnist der Süddeutschen, hat sprachliche Irrtümer, Missverständnisse und Übersetzungsfehler gesammelt, wie man sie sich origineller nicht ausdenken könnte. Politisch korrektes Reden treibt die fantastischsten Stilblüten, und der Google-Übersetzer irrt in der Hälfte der Fälle. Ein falsch oder richtig gesetzter Beistrich kann über Tod (»Wartet nicht, hängen!«) und Leben (»Wartet, nicht hängen!«) entscheiden. Wie man sich schön verschreiben und folgenschwer verheören kann – über Letzteres hat Hacke schon im Buch »Der weiße Neger Wumbaba« erzählt. Der Titel gerierte sich aus einer falsch verstandenen Textzeile des Gedichts »Abendlied« von Matthias Claudius: »Und aus den Wiesen steigt der weiße Nebel wunderbar«.

Was ist Zeit? Wie wollen wir einmal begraben sein? »Im Bann des Eichelhechts« ist auch ein kleiner sprachphilosophischer Exkurs über die letzten Dinge des Seins. Von der Freude am Spiel, vom Sinn des Unsinn und gegen den intellektuellen Konformismus: Der neue Axel Hacke ist eine Liebeserklärung an die Welt der Sprache, an die Fantasie und die Kreativität. Amüsant, versponnen und im Wortsinn unkorrekt. ■

Hans-Dieter Grünefeld

Dagmar Kaindl

Kristin Ross lenkt den Blick weg von der Revolte hin zu einer erstaunlichen Modernität der Gedankenwelt der Kommunarden, der Idee des *luxe communal*.

»Für Ross ist die Geschichte der Kommune keine Tragödie, weil sie noch nicht zu Ende ist.«

- HARRY TOPES, *FINANCIAL TIMES*



180 Seiten
gebunden mit Schutzumschlag
€ 20,60 (A)/ € 20,00 (D)
ISBN 978-3-7518-0324-3



Eine Frage der Perspektive. Verhältnismäßig lange hat es gedauert, bis sich der Feminismus den Mutterbegriff vorgeknöpft hat. Lange Jahre unangetastet, griff die Soziologin Orna Donath eine der letzten Bastionen an und verursachte 2015 einen empörten Aufschrei: Sie befragte Mütter, ob sie, wenn sie die Zeit zurückdrehen könnten, erneut Kinder bekommen würden. Viele Mütter antworteten wahrheitsgetreu mit »Nein«, und was später unter dem Namen »Regretting Motherhood« veröffentlicht wurde, ebnete für Frauen den Weg zu neuen Möglichkeiten. Sie konnten der gesellschaftlich aufgebürdeten Last endlich Ausdruck verleihen, konnten ihre enttäuschten Erwartungen, die sie ins Muttersein gesetzt hatten, endlich in Worte fassen. Während sich der sozial verankerte Imperativ an Frauen, Kinder zu bekommen und sich dann zumindest im ersten Lebensjahr exklusiv um sie zu kümmern, bislang wenig verändert hat, hat sich dennoch in den letzten Jahren durchaus der Wille abgezeichnet,

ALLES MUTTER

Als »Frau, die ein oder mehrere Kinder geboren hat«, wird eine Mutter definiert. Warum der Begriff im Wandel ist und warum Mutter- und Elternsein immer Thema sein sollte, davon berichten fünf Bücher.

— VON KATIA SCHWINGSHANDL

das eng gefasste Mutterbild zu hinterfragen. Hin in eine Richtung, wo nicht allein der weibliche Teil der Eltern unersetzlich ist, sondern beide Elternteile gleichberechtigt agieren. Das generiert nicht nur Offenheit für unterschiedlichste Familienmodelle, es entlastet auch nachhaltig Paare, die einer konservativen Arbeitsteilung schon lange den Rücken gekehrt haben. Der im Januar erschienene, von zwei Autorinnen herausgegebene Band »Kinderkriegen« (Nautilus) macht in dieser Hinsicht das einzig Richtige. Er bildet die Vielstimmigkeit der Elternschaft so multiperspektivisch wie möglich ab und entschärft auf diese Weise das so persönliche wie auch subjektive Thema. Ob es die Überlegungen oder Schwierigkeiten im Vorfeld sind, die das Elternwerden überschatten, ob Probleme während der Schwangerschaft oder später beim Zusammenleben: Barbara Peveling und Nikola Richter trugen für dieses Buch harte Realitäten des Kinderkriegens zusammen. Allein schon die Tatsache, dass ein Geburtsvorbereitungskurs einseitig auf Frauen ausgelegt ist, zeigt, wie schwer den Eltern von Anfang an eine faire Aufteilung gemacht wird. Florian Werner stellt sich die Frage, ob Väter in einer Zeit, in der sie längst medizinisch ersetzt werden können, überflüssig geworden sind, Marice Kaiser unterlegt mit praktischen Beispielen, warum das Familienleben ein wackliges Konstrukt ist und warum sie, seit sie ein Kind hat, dauerhaft gestresst ist. »Schwangerschaften sind ein Stachel im Fleisch unserer gleichgestellten Gesellschaft« schreibt Antje Schrupp in ihrem Text »Schwangerwerdenkönnen«, weil sie eine potenzielle Gleichheit zwischen Mann und Frau per se schon verunmöglichen. Was hingegen nicht unmöglich



Barbara Peveling,
Nikola Richter
Kinderkriegen
Nautilus, 352 S.



Oyinkan
Braithwaite
**Das Baby ist
meins**
Aufbau, 128 S.



Carole Fives
Kleine Fluchten
Zsolnay, 144 S.



Harald
Martenstein
Wut
Ullstein, 272 S.



Johanna
Schreiber
**Das Beste, was
mir je passiert ist**
insel taschen-
buch, 445 S.

ist, und das zeigt dieses großartige Sammelsurium an literarischen Erfahrungsberichten: Kinderkriegen als ein solches hochpolitisches Thema darzustellen, das es ist.

Zwei Frauen, ein Baby. Ein Filter, der sich weniger leicht abstreifen lässt, ist der kulturelle. Immerhin ist es in unseren Breitengraden nicht gerade üblich, dass Männer ihre Affären zur Schau tragen, wo Oyinkan Braithwaite herkommt, hingegen durchaus: Mit ziemlichem Augenzwinkern konstruiert die nigerianische Autorin ein geniales Verwirrspiel in Zeiten von Corona. Weil seine Freundin ihn Hals über Kopf aus der Wohnung wirft, muss Bambi pandemiebedingt im Haus seines Onkels Unterschlupf finden, der jedoch unlängst verstorben ist. Im heruntergekommenen Anwesen findet Bambi seine Tante Bidemi, ihr neugeborenes Baby und die Nebenfrau seines Onkels, Esohe, vor, die zu Bambis Entsetzen steif und fest behauptet, der kleine Remi sei ihr Kind. Geschichte knüpft Braithwaite, deren erster Roman »Meine Schwester, die Serienmörderin« bereits unterschwellig an feministischen Themen kratzte, die Schicksalsfäden der drei, und bald findet sich Bambi in der Rolle des Kindeshüters wieder – eine nicht unbedingt gewohnte Rolle, aber eine, in die er sich überraschend schnell einfindet. Launig wird hier der Mann in die Mutterrolle gezwungen, an ihm geradezu ein Exempel statuiert à la: Manchmal sind Männer die besseren Mütter. Denn den Frauen, beide zu babyverteidigenden Furien geworden, ist nicht mehr länger zu trauen.

Baby-Pause. Was ist eine richtige, eine »gute« Mutter? Carole Fives erzählt in »Kleine Fluchten« die Geschichte einer alleinerziehenden Frau, die mit dem Alltag kämpft. Beschreibungen von Kleiderbergen, die sie in ihrer spärlichen Freizeit zu bewältigen hat, von ihrem verzweifelten Versuch, in der kurzen Zeit, in der ihr Kind endlich schläft, Ordnung in die Wohnung zu bringen, sind so präzise und bedrückend, dass es beizeiten schon mal passieren kann, dass man die Lektüre kurz pausiert, um zur Beruhigung auf die eigenen, weniger hohen Kleiderhügel zu spähen. Wem's denn hilft ... denn auch die prekäre wirtschaftliche Situation der jungen Mutter und ihr zeitweises Zittern um die Wohnung in Lyon sind nicht minder bedrückend. Da sind die »kleinen Fluchten«, während derer sie spätnächstens die Wohnung verlässt, für kurze Zeit kein Kind hat, sich das Lyoner Nachtleben vorsichtig um die Nase wehen lässt, tatsächlich wie ein tiefes Aufatmen, ein Luftschnap-

pen nach der Zeit vor dem Kind, vor dem Mann, von dem sie immer noch hofft, er könne jeden Moment die Haustür aufsperrern. Die preisgekrönte französische Schriftstellerin schreibt ihrer alleinerziehenden Protagonistin leibensecht und doch poetisch Auswege herbei.

Keine gute Geschichte. Mütter können unzurechnungsfähig sein, sie können alleingelassen sein und sie können überfordert sein. Über eine Mutter, die unkontrollierbare Wutausbrüche hat, und die ihren Sohn Frank dabei grün und blau schlägt, schreibt Zeit-Kolumnist Harald Martenstein in »Wut«. Zu Beginn stellt er klar, er nehme mit diesem Buch auf keine reale Person Bezug, doch auch unter dem Deckmantel der Fiktion ist diese Geschichte der Gewalt harter Tobak. Das Ich des Romans hüpfert in den Kapiteln etwas ungelent durch die Zeit, mal sind wir in der alles andere als behüteten Kindheit der Mutter Maria, mal befinden wir uns in der entscheidenden Fluchtszene, in der Frank als Jugendlicher seine Mutter verdrischt und daraufhin aus dem Fenster springt. Auch Szenen mit Frank als jungem Erwachsenen reihen sich ein, kulminieren – erwartungsgemäß – blutig. »Wut« ist die geradezu sachliche Auseinandersetzung einer Mutter-Sohn-Beziehung: »[Maria] würde diese Geschichte nicht mögen. Ich mag sie auch nicht. Wir sehen beide nicht gut aus darin.«

Unter der Oberfläche. Wenn es um optimale Bedingungen für Mutter- und Elternschaft geht, fällt meistens Schweden als ein Beispiel von nur wenigen. Johanna Schreiber zeigt in ihrem ersten Buch für Erwachsene – dem durchaus angelesen werden darf, dass sie zuvor Jugendbücher geschrieben hat –, dass die Welt auch dort keineswegs perfekt ist. Gewitzt und im lockeren Sex-and-the-City-Stil spielt sie mit gängigen Klischees und zieht dabei die schwedische Vorzeigesellschaft ordentlich durch den Kakao. Die Influencerin Freddie etwa hat eine schwere Wochenbettdepression und zerbricht beinahe daran, den Schein der Bilderbuchmutter unbeschadet an die Oberfläche (sprich: Instagram) zu transportieren. Ermina, Schwedin zweiter Generation, konnte nur mit Hilfe von außen schwanger werden und Sigrids Beziehung zu dem Vater ihres Kindes verfällt zusehends. »Das Beste, was mir je passiert ist« ist leichte Lektüre mit wichtiger Botschaft: Viele Probleme stammen einfach daher, dass man nicht über sie redet. Erst durch deren Aufzeigen und Sichtbarmachen kann sich politisch und gesellschaftlich etwas ändern. ■



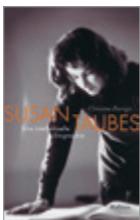
DIE ANDERE SUSAN

Christina Pareigis legt eine vorbildliche, überaus informative Biografie über Susan Taubes vor.

— VON THOMAS BALLHAUSEN

Vom Nobelpreisträger Samuel Beckett gefördert, mit dem prominenten Religionswissenschaftler Jacob Taubes verheiratet, Teil des illustren Zirkels um Susan Sonntag: Susan Taubes (1928–1969) ist ins intellektuelle Leben der Nachkriegszeit eingebunden – und ringt in ihren Arbeiten stets mit Entfremdung und Heimatlosigkeit, mit der Notwendigkeit zu erinnern und dem Wunsch zu vergessen. Wie aber wird aus Judit Zsuzsánna Feldmann erst Susan Feldman und schließlich Susan Taubes? Kern von Pareigis' Biografie sind die zahlreichen Dokumente aus dem Nachlass der Philosophin und Schriftstellerin. Neben diesen Quellen, aus denen glücklicherweise lange Passagen zitiert werden, ist es immer wieder auch der oft missverstandene Roman »Divorcing«, an den die Literaturwissenschaftlerin produktiv anknüpft – und der ja lange Jahre die einzig verfügbare Veröffentlichung im deutschen Sprachraum darstellte. Erst mit der Aufarbeitung von Taubes' Nachlass und der Edition von Briefen und Schriften, an denen Pareigis maßgeblich mitwirkte, wurde die Wiederbegegnung mit dieser Autorin ermöglicht. Die Lektüre der vorliegenden Biografie vervollständigt das Bild, bietet sie doch auch zentrale (sozial-) historische und ideengeschichtliche Kontexte. Die permanente, geradezu zentripetale Rückkoppelung an die Quellen stützt die Beschreibung eines ruhelosen Lebens, Taubes' Kampf um Identität. Diese im allerbesten Sinne »intellektuelle Biographie« ist die Entschlüsselung einer ins Schreiben übersetzten Existenz. ■

Foto: Privatbesitz von Tanaquil Taubes und Ethan Taubes



Christina Pareigis
Susan Taubes. Eine intellektuelle Biographie
Wallstein, 472 S.

EIN LEBEN LESEN

Christa Baumberger präsentiert ein grandioses Friedrich-Glauser-Lesebuch.

— VON ALEXANDER KLUY

Sohn einer Schweizerin und eines Wiener Lehrers. Eines Internats am Bodensee verwiesen, erste Drogenerfahrungen. Vor der Matura in Genf relegiert, Dadaist in Zürich, psychiatrische Internierung, Morphinist, französische Fremdenlegion, Bergmann, Drogenrehabilitation, Gärtner in Basel und Winterthur, Arbeit an Romanen, erfolglos hausend in Paris, von 1932 bis 1936 wieder Psychatrieein-sasse. »Et puis voilà. Ce n'est pas très beau ...«, wie Friedrich Glauser, am 4. Februar 1896 geboren und 1938 mit 42 Jahren verstorben, selbst es formulierte. Ab 1935 schrieb er sich mit fünf Wachtmeister-Studer-Romanen, erschienen zwischen 1936 und 1941, in die Literaturhistorie ein.

Die Zürcher Germanistin Christa Baumberger, über Glauser promoviert, von 2009 bis 2019 Kuratorin des Glauser-Nachlasses am Schweizerischen Literaturarchiv in Bern und kreativer Kopf hinter der schönen Glauser-Ausstellung 2016 im Zürcher Literaturmuseum Strauhof, legt ein gewichtiges Lebenslesebuch vor, ein reichhaltiges Panorama seiner Korrespondenzen über ein Vierteljahrhundert und zahllose Stationen der ergreifenden Irrungen und Wirrungen hinweg, der Hochkreativität und der Niedergeschlagenheit bis zu den Höllen, »um endlich den Weg zu finden und jene Ergebung, nach der ich strebte« (Glauser). Der Limmat Verlag hat unter Beigabe zahlreicher Reproduktionen daraus ein höchst ansprechendes Buchkunstwerk gemacht, und Hannes Binder, der bereits 1988 Glausers »Der Chinese« als Graphic Novel adaptierte, feine Zeichnungen beigesteuert. ■

Christa Baumberger (Hg.)
Friedrich Glauser. »Jeder sucht sein Paradies ...«
Limmat, 540 S.

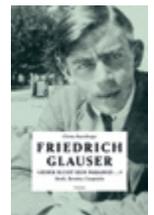
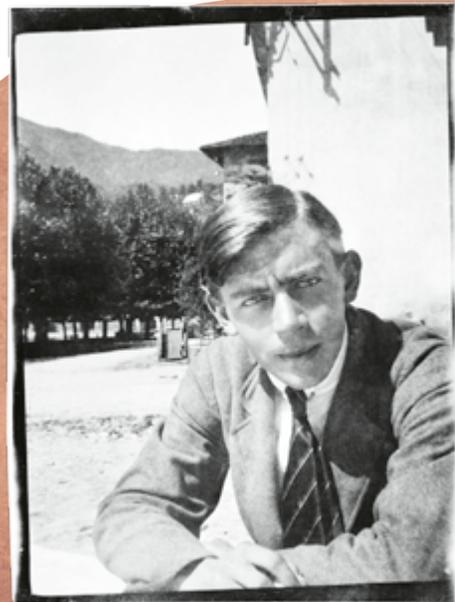


Foto: Schweizerisches Literaturarchiv in Bern





PERIPHERES VOM MEISTER DES GROTESKEN

Nick Cave veröffentlicht Faksimiles von Handschriften & Kunstwerken aus seinem Privatbesitz.

»Über den Song hinaus«, schreibt Nick Cave in seinem Vorwort zu »Stranger than Kindness«, »gibt es eine Vielzahl an peripheren Dingen – Zeichnungen, Karten, Listen, Kritzeleien, Fotos, Gemälde, Collagen, Notizen und Entwürfe«, die man nicht als Kunst betrachten solle, sondern als »wilde und zwanghafte Überbauten [...], die eine andere kreative Energie als das gestaltete Werk« haben, »roh und unmittelbar, aber nicht weniger anziehend«.

Tatsächlich korrelieren viele der abgebildeten Lebens- und Arbeitszeugnisse des 1957 im australischen Warracknabeal geborenen Ausnahmekünstlers sehr stark mit der düsteren und, nun ja, ebenfalls oft rohen Energie seiner Kunst. Neben Notizen zu Songs, Zeichnungen, Fotografien, auch von Caves zumeist auf Berliner Flohmärkten gesammelten Kuriosa, finden sich ebenfalls Einträge zu seinen beiden Romanen »Und die Eselin sah den Engel« (1989) und »Der Tod des Bunny Monroe« (2009). Die Sammlung »Stranger than Kindness« (nach Caves Lieblingssong) ist ein Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in Kopenhagen im Jahr 2020, die dieses Jahr auch in Deutschland zu sehen sein dürfte. Dem Buch ist ein 64-seitiges Booklet mit Übersetzungen ausgewählter Texte beigelegt, unter anderem des Begleittexts von Darcy Steinke, die sich vor allem mit der Motivgeschichte von Caves Werken auseinandersetzt und etwa Vergleiche zu den Arbeiten und zum Religionsbegriff von William Faulkner anstellt. Die spannende Sammlung zeugt von Caves obsessiver Schaffenskraft und stellt die Hintergründe seiner Arbeit ins Rampenlicht. ■ RED

Foto: Gosha Rubchinsky



Nick Cave
Stranger Than Kindness
Kiepenheuer & Witsch, 276 S.

I AM WHAT I AM

Nora Eckerts lebhafteste Autobiografie: Wie ich zur Transfrau wurde.

VON ALEXANDER KLUY

1954 in Nürnberg als Mann geboren, siedelte Nora Eckert Ende 1973 nach West-Berlin um. Wie für viele andere auch war das für sie/ihn ein legaler Weg, sich dem Militärdienst in Westdeutschland zu entziehen. An Spree und Havel wurde Eckert endgültig zur Frau, zur Transfrau. Schöneberg und Charlottenburg mit lebendigen Schwulen- und Lesben-Szenen plus Discos sowie das von Flächenabriss bedrohte mauernahe Kreuzberg, Subkultur und David Bowie, illegale Bars und Super-8-Kinos, spottbilliges Leben abseits ökonomischer Zwänge und suburbaner Reihenhauskultur, all das war Berlin, damals die »dekadenteste Stadt Europas. Wir gingen zu Romy Haag, solche Clubs gab es woanders nicht«, so Bryan Ferry von Roxy Music. Die Travestiekünstlerin Romy Haag hatte 1974 in der Halb-Stadt ein Travestie-Cabaret eröffnet. Für Eckert wurde West-Berlin zum »Biotop der Selbsterkundungen und Selbstentdeckungen bis hin zur buchstäblichen Neuerfindung meines Selbst«. Davon handelt ihr unkompliziert geschriebenes Memoir. Kurz Buchhändler, entdeckte er, schwul und sich gern feminin kleidend, die alternative Clubszene und heuerte 1976 bei Haag an, als Kassiererin und Garderobière, später als Firmensekretärin, nebenbei Autorin und Musikkritikerin. Dieses Buch, quer zum sonst bildungsbeschwerten Programm des C.H.Beck Verlags, ist ein Plädoyer für Toleranz. Wie auch Erinnerung an andere Zeiten, nicht selten etwas nostalgisch unterlegt. Und ein Loblied auf Stärke, Liebe und Selbstbewusstsein. ■

Nora Eckert
Wie alle, nur anders. Ein transsexuelles Leben in Berlin
C.H.Beck, 208 S.



Foto: Hassan Taheri





EXPEDITION INS EXTREME

Reise ins Unbekannte: Stephan Orth als einer der ersten Touristen in Saudi-Arabien

VON JOHANNES LAU

Reiseberichte lesen sich in der Zeit der Ausgangsbeschränkungen wie Abenteuerromane. Stephan Orths »Couchsurfing in Saudi-Arabien« ist da keine Ausnahme, wenn nicht sogar ein hervorstechendes Beispiel: Schließlich war der Wüstenstaat erst wenige Monate vor Ausbruch der Pandemie Touristen überhaupt erstmals zugänglich. Das Königreich öffnet sich – wenn auch hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen – seit einer Weile dezent gesellschaftlich, aber ebenso gegenüber der Welt. Orth ist als Reisejournalist mit autoritär geprägten Staaten vertraut – frühere Bücher führten ihn nach Russland, China oder den Iran. Konsequenterweise folgte Ende 2019, sobald es möglich war, eine Reise zur Öl-Macht am Persischen Golf. Orth zeichnet ein von zahlreichen Begegnungen an vielen Orten gespeistes, farbenfrohes Bild einer Kultur, die für uns bislang sehr im Dunklen geblieben und von zahlreichen Widersprüchen geprägt ist: So wird etwa der Fortschritt in der Technologie und beim Konsum freudig umarmt und ein Mann aus dem Westen meist überschwänglich gastfreundlich begrüßt. Aber die absolutistisch-patriarchalen Strukturen, unter denen vor allem Frauen zu leiden haben, und der Vorbehalt gegenüber progressiven Tendenzen erweisen sich weiterhin als recht resistent. Oder wie einer seiner einheimischen Reisebegleiter zu Orth sagte: »Der Schlüssel zu den Menschen in Saudi-Arabien ist die Wüste.

Die Sommer sind hart, die Winter ebenfalls. So extrem sind auch die Leute. Wenn sie lieben, dann tun sie das im Übermaß, wenn sie hassen, ebenfalls.« ■



Stephan Orth
Couchsurfing in Saudi-Arabien. Meine Reise durch ein Land zwischen Mittelalter und Zukunft
Malik, 256 S.

LUFTBILDER AUS DEM ZEPPELIN

Ein wiederaufgelegter Bildband aus dem Jahr 1929 zeigt Fotos von einer Reise um die Welt.

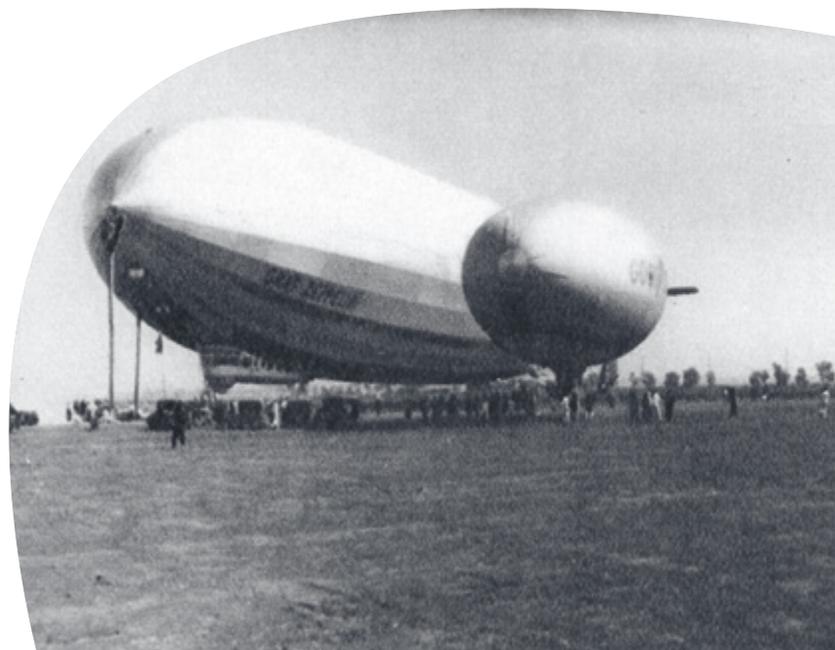
Fast vierzig Jahre dauerte die Ära der sogenannten »Starrluftschiffahrt«, und sie ist geprägt von hartnäckigem Ingenieurswillen, Wellen der Begeisterung, Hilfs- und Spendenbereitschaft in der Bevölkerung, unzähligen Pleiten, Havarien und Katastrophen, aber auch von spektakulären Erfolgen. Das Bild des in der Luft schwebenden Zeppelins elektrisiert noch heute. Allein die Zigarrenform, der wie federleicht in der Luft stehende riesige, mit Wasserstoff, später mit Helium gefüllte Hohlkörper, hat sich zu einem Symbolbild für Luftfahrtutopien entwickelt.

Als am 13. August 1898 der ehemalige General Ferdinand Graf von Zeppelin (1838–1917) sein Patent auf einen »lenkbaren Luftzug« erhielt, wusste freilich noch niemand, dass der Name Zeppelin zum Deonym für Starrluftschiffe werden sollte, und bis zur goldenen Zeit der Luftschiffahrt verging eine bewegte Geschichte, die Lilly Seidel vom Severus Verlag in ihrem Vorwort zum Buch »Graf Zeppelin – Eine Reise um die Welt im Luftschiff« nacherzählt. Der Bildband ist der Reprint einer Ausgabe von 1929 und dokumentiert die erste und einzige Weltumrundung eines Zeppelins im August 1929 innerhalb von 21 Tagen, 7 Stunden und 12 Minuten. Der Kommandant der »Graf Zeppelin« (LZ 127) brachte nach seiner auch vom amerikanischen Medienmogul William Randolph Hearst finanzierten Reise faszinierende Luftaufnahmen sowie Fotografien von seinen Zwischenstationen in Tokio, San Francisco, L.A. und New York mit. Und wer sich dafür interessiert, wie ein Zeppelin von innen ausgesehen hat, wird hier ebenso auf seine Kosten kommen. ■ RED

Björn Bedey (Hg)
»Graf Zeppelin« – Eine Reise um die Welt im Luftschiff
Severus, 84 S.



Foto: Severus Verlag





DAS MYSTERIUM DES UNTERIRDISCHEN

Will Hunt hebt den Mythos der Welt
unter unseren Füßen.

— VON DAGMAR KAINDL

Urban Explorer wissen längst um die Faszination der sogenannten Lost Places. Der amerikanische Journalist Will Hunt war sechzehn, als er erstmals in einen verlassenen Tunnel unweit seines Elternhauses in Rhode Island stieg. Seither hat er viele verlassene Orte unter der Erde besucht: die Höhlen der Maya, eine Ockermine im australischen Outback und die Pariser Katakomben (die unterirdischen Anlagen werden von sogenannten Cataphiles für illegale Konzerte und Partys genützt; 2004 fand die Polizei dort sogar ein unterirdisches Kino mit zwanzig aus dem Stein gehauenen Sitzplätzen). Mit einer Gruppe von Biolog/innen forschte Hunt in einer aufgelassenen Goldmine South Dakotas für die NASA nach mikrobiellem Leben.

»Im Untergrund« ist weit mehr als ein Reisebericht zum Mittelpunkt der Erde. In der griechischen Mythologie war dort das Totenreich angesiedelt, das kein Lebender betreten sollte. Tat er es doch – wie Orpheus –, ging das nicht gut aus. Trotzdem war die Unterwelt seit jeher auch Zuflucht und Versteck bei Gefahr. Unter der Erde grub man nach Bodenschätzen, die für das Überleben der Menschen notwendig waren. Hunt spürt den Ursprüngen des Zaubers der für uns normalerweise nicht sichtbaren

Orte nach. Die Menschheit, vermutet er, kommt aus der Dunkelheit: aus prähistorischen Höhlen, die religiösen und sakralen Zwecken dienten. Wir waren, sagt Hunt, von Beginn an eine religiöse Spezies, die unter der Erde die Verbindung zu etwas Größerem als uns selbst suchte. Kein Wunder also, dass es uns mit Macht dorthin zurückzieht.

Die Erinnerungen an unsere Herkunft sind als Spuren in unserem Gehirn verankert. Dass alles Leben aus dem Inneren der Erde stammt, davon erzählen auch die Schöpfungsgeschichte der Lakota oder die Mythen der australischen Aborigines. Aber auch die moderne Wissenschaft vermutet, dass die ersten Lebensformen in der Tiefe entstanden: In einem 2.800 Meter tiefen Bergwerk in Südafrika fanden Forscher eine bis dahin unbekannte Bakterienart.

Was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Höhlenmalereien von Lascaux zählen heute zum UNESCO-Kulturerbe. Der Graffitiwriter REVS schrieb im unterirdischen Tunnelsystem New Yorks sein Tagebuch auf die Wände der U-Bahn-Schächte.

Will Hunt erforscht die kulturphilosophischen und anthropologischen Motive hinter beziehungsweise unter der Oberfläche. Dass seine Erlebnisse überdies einnehmend geschrieben und überaus reizvoll zu lesen sind, ist kein Nachteil. ■



Will Hunt
Im Untergrund.
Expeditionen ins
Reich der Erde
Liebeskind,
320 S.

Foto: Will Hunt, Cave of Balankanché, Mexico

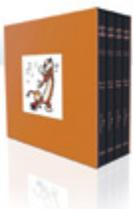


CALVIN & HOBBS – DAS WERK

Die philosophisch-humoristische Welt des sechsjährigen Calvin und seines besten Tigers Hobbes gibt es nun gesammelt im Schubser.

Das Erfolgsgeheimnis des Zeichners Bill Watterson ist schnell erklärt, weil es sich vom ersten Comicstrip an nahezu aufdrängt: Seine Hauptfigur Calvin hat das Herz und den Freiheitsdrang eines Sechsjährigen, aber die philosophische Altklugheit und pointierte Eloquenz eines etwa hundertjährigen Zynikers. Mit seinen Eltern und seinem besten und einzigen (und halbimaginären) Freund, dem (Stoff-)Tiger Hobbes, lebt er in einem Haus in einer nicht näher bezeichneten US-Vorstadt, die allerdings aufgrund häufiger winterlicher Schneefälle im nördlichen Teil der USA verortet werden kann. In der Schule ist er notorisch unaufmerksam und träumt sich in die Rolle des Raumfahrerhelden Spiff, der sich gegen Angriffe von riesigen Aliens (die Lehrerin Frl. Wurmholz) oder andere Unwägbarkeiten wehren muss. Beim Heimkommen wird er regelmäßig von seinem Tiger Hobbes über den Haufen gerannt. Seine Eltern treibt er in den Wahnsinn, mit seiner Babysitterin Rosalyn – die einzige, die den Job noch machen will – führt er einen perfiden Kleinkrieg und zur Nachbarstochter Susi (»Calvins Hirn ist so überdreht, dass man fast hören kann, wie die Sicherungen durchknallen«) hat er eine ganz eigene Art von Hassliebe entwickelt.

Es passiert selten, dass eine Figur so prägnant getroffen ist, dass sie zum Liebling einer ganzen Generation wird. Bei Bill Watterson führt die unbeschwertere Kindheit zurück in die späten 1980er-Jahre. Seine Strips über Calvin und Hobbes wurden zwischen 1985 und 1995 in über 2400 Zeitungen gedruckt und sind bis heute einzigartig. ■ RED



Bill Watterson
Calvin und Hobbes: Calvin und Hobbes Gesamtausgabe
Carlsen, über 1400 S.

DRACULA IN KUNSTVOLLEM STRICH

Die Dracula-Adaption von George Bess ist gestalterisch hochwertig und nah am Original.

Eines der Dinge, die viele Leserinnen und Leser von Bram Stokers »Dracula« damals und bis heute so fasziniert haben dürften, ist die Multiperspektivität, die Briefe, Telegramme, Zeitungsausschnitte und Tagebucheinträgen unterschiedlicher Personen mit unterschiedlichem Wissensstand, aus deren Informationsteilen man sich die gesamte Geschichte zusammensetzen kann, die jedoch immer einer deutlichen Unschärfe und Ungewissheit unterworfen bleibt. Diese Leerstellen mit der eigenen Vorstellungskraft zu füllen, trieb ganze Generationen von Leser/innen dazu, die Figur des Dracula mit seiner geheimnisvollen und ebenso abgründigen wie unaufhaltbaren Körperlichkeit zu sich selbst in Beziehung zu setzen. Auch deshalb mag es so viele unterschiedliche Bücher, Filme oder Graphic Novels über ihn geben. Besonders interessant in der Dracula-Adaption und -Rezeption in den unterschiedlichen Gesellschaften und Kulturkreisen der vergangenen Jahrzehnte war immer die Frage, wie der Vampir selbst dargestellt wurde. Zeigte er sich äußerlich als reines Monster wie bspw. Max Schreck in »Nosferatu« oder wurde ihm die Maske des auch geistig überlegenen Gentleman übergestülpt, wie es bspw. schon vor Bram Stoker John Polidori mit seinem an Lord Byron angelehnten »Vampyr« (später, 1931, auch Bela Lugosi) tat? Welche Rückschlüsse erlaubt uns das über die jeweilige Gesellschaft, ihre Moralvorstellungen, Sehnsüchte und Abgründe?

Selten jedoch dürfte »Dracula« in solch atemberaubenden Bildkompositionen erzählt worden sein. In klassischem Schwarz-Weiß zeichnet George Bess ohne jeden Kitsch oder verbrämte Romantik eine in vielerlei Hinsicht dem Original würdige und getreue Geschichte. ■ RED

George Bess
Dracula
Splitter Verlag, 208 S.



Illustration: George Bess, Splitter Verlag





KINDER IM KRIEG SIE LEBEN

Ein beeindruckender Bildband, von dem man sich wünscht, er müsste nicht existieren.

»Jeder Krieg ist ein Krieg gegen Kinder«, lautete die Überzeugung der »Save the Children«-Gründerin Eglantyne Jebb. Vor rund 100 Jahren – 2019 jährte sich die Gründung – hatte die Britin, als sie Armut und Hunger von Kindern in ganz Europa nach dem ersten Weltkrieg miterlebt hatte, die Organisation ins Leben gerufen. Der Grundgedanke: Kindern muss völlig ungeachtet ihrer Herkunft über nationale Grenzen hinweg geholfen werden. Tatsächlich war Deutschland das erste Land, in dem sie ihre Mission verwirklichte. Heute ist Save the Children die weltweit größte unabhängige Kinderrechtsorganisation und in 113 Ländern aktiv. Der erste Weltkrieg ist lange Geschichte, die Organisation global gesehen jedoch aktiver denn je: Aktuell leben 426 Millionen Kinder in Kriegs- und Krisengebieten, schreibt Susanna Krüger, die Geschäftsführerin von Save the Children Deutschland, in ihrem Vorwort zu »Ich lebe«. Der bei Kerber erschienene Bildband bildet elf Leben in zehn Jahrzehnten ab und zeigt eindrücklich, was die Hilfe der Organisation langfristig bewirken konnte. Das letzte Porträt weist zugleich ins neue Jahrhundert: Das 15 Tage alte Baby Rajiyya, das im Jahr 2019 geboren wurde, und das Martina Dase und Fotograf Dominic Nahr im größten Flüchtlingslager der Welt, im Rohingya-Camp in Bangladesch, ausfindig gemacht haben. Es verdeutlicht, dass die Geschichte der Kriege – so fern sie für uns in Europa manchmal erscheint – lange nicht vorüber ist.



Save the Children (Hg.)
Ich lebe. Wie Kinder Kriege überstehen.
Ein Jahrhundert-porträt.
Fotografien von Dominic Nahr
Kerber, 324 S.

Auch der Bericht der 86-jährigen Evelyne Brix aus Berlin, die sich an die kostenlosen Schulspeisungen durch Save the Children nach dem Ende des 2. Weltkrieges erinnert, bleibt im Gedächtnis. »Sie hätten uns nicht helfen müssen, wir waren doch der Feind«, stellt sie rückblickend nüchtern fest. Oder die Geschichte des heute 74-jährigen Jo Yong-woong, der ein Jahr alt ist, als der Koreakrieg ausbricht. Er bekommt von der Organisation ein Tonband geschenkt, das ihn mit der Amerikanerin Naomi verbindet. Sie wird seine Patin, seine »amerikanische Mutter«, und ermutigt ihn von da an stetig auf seinem Lebensweg. Die Porträts werden jeweils von einem Gastkommentar begleitet, hier etwa vom ehemaligen Generalsekretär der Vereinten Nationen Ban Ki-moon, der zwischen sich und Jo Yong-woong etliche Gemeinsamkeiten feststellt – auch für ihn war sein erfahrenes Leid Zeit seines Lebens der stärkste Antrieb.

Die Initialzündung für den Band kam Dase und Nahr, als sie 2018 in einem syrischen Flüchtlingslager das Mädchen Amal kennenlernten. Seine Eltern hielten es für ausgeschlossen, dass sich das 11-jährige, schwer traumatisierte Mädchen von Nahr fotografieren ließ, bis dieses plötzlich vor der Kamera auftaute: Sie begann wider aller Erwartungen sogar ein bisschen zu posieren. Offensichtlich tat es ihr gut, gesehen zu werden – ein Gedanke, der diesen Bildband entstehen ließ. Für dieses tiefeschürfende, mit großer Sorgfalt gestaltete Buch darf und soll man sich gerne viel Zeit lassen. ■ RED

Fotos: Dominic Nahr, Kerber Verlag

ABO ABO ABO

Buchkultur

Neue Bücher, neues Glück – und dazu rundum informiert mit dem Buchkultur-Abo.

Ihre ABO-Vorteile:

- ABO-Vorteil 1: 6-mal im Jahr zum günstigeren Tarif

Jede Menge Lesetipps: Die wichtigsten Romane und die interessantesten Sachbücher werden aktuell besprochen. Zusätzlich in jeder Ausgabe: Interviews und Geschichten aus der Welt der Literatur, die Sie sonst nirgends zu lesen bekommen, randvoll mit Vorstellungen von ausgewählten Neuerscheinungen!

- ABO-Vorteil 2: Sonderhefte gratis in Ihrem Postkasten

Mit dem Abonnement erhalten Sie zusätzlich alle drei Buchkultur-Sonderhefte mit Themenschwerpunkt zugesandt.

- ABO-Vorteil 3: Geschenkbuch

Ihre Abo-Prämie zur Wahl! Beachten Sie untenstehend unsere Angebote.



Buchkultur gibt den Überblick aus der Welt der Literatur.

Sie möchten Buchkultur im Abonnement beziehen? Füllen Sie einfach das anschließende Formular aus, machen Sie davon ein Foto und senden es an:

abo@buchkultur.net

Oder postalisch an:

Buchkultur AboService

**Eslarngasse 10
1030 Wien
Österreich**

**Orffstaße 14
80634 München
Deutschland**



Ja, ich möchte Buchkultur abonnieren

Ich bestelle Buchkultur im Jahresabo ab der nächsten Ausgabe als Printmagazin um € 35,- / digital um € 30,- (Nicht zutreffendes bitte streichen). Die Rechnung kommt per E-Mail (auf Wunsch auch gerne per Brief). Als Dankeschön erhalte ich ein Geschenkbuch meiner Wahl. *

Name/Vorname _____
Straße/Hausnummer _____
Land/PLZ/Wohnort _____
Telefon/E-Mail _____

Ich möchte per E-Mail den BUCHKULTUR-Newsletter mit zusätzlichen Inhalten sowie Informationen rund ums Magazin und die Aktivitäten der Buchkultur Verlags GmbH erhalten. Meine Mail-Adresse wird nicht an Dritte weitergegeben.

Zahlung: Ich erhalte einen Erlagschein. Das Buch wird nach Bezahlung der Rechnung zugestellt. Kein Risiko – Abo-Garantie: Wenn mir Buchkultur nicht gefällt, Postkarte oder Mail genügt, und mein Abo endet nach einem Jahr. Sonst verlängert es sich zum jeweils gültigen Vorzugspreis für Jahresabonnenten. Widerrufsgarantie: Ich kann diese Bestellung innerhalb von 14 Tagen (Datum des Poststempels) bei Buchkultur schriftlich widerrufen. Allgemeine Geschäftsbedingungen siehe QR-Code links oder: <https://www.buchkultur.net/wp-content/uploads/2019/04/AGB.pdf>

Datum/Unterschrift _____

Alle unsere weiteren Abooptionen und Informationen zu den Abobüchern finden Sie online unter www.buchkultur.net/shop

* Als Geschenkbuch wähle ich (Wahlmöglichkeit, solange der Vorrat reicht):

Antonio di Benedetto
ZAMA WARTET
(Wagenbach)

Helga Schubert
VOM AUFSTEHEN
(dtv)

Brigit Strawbridge
Howard
DANCING WITH BEES.
**MEINE REISE ZURÜCK
ZUR NATUR**
(Löwenzahn)



Ballhausens DENKBLASE

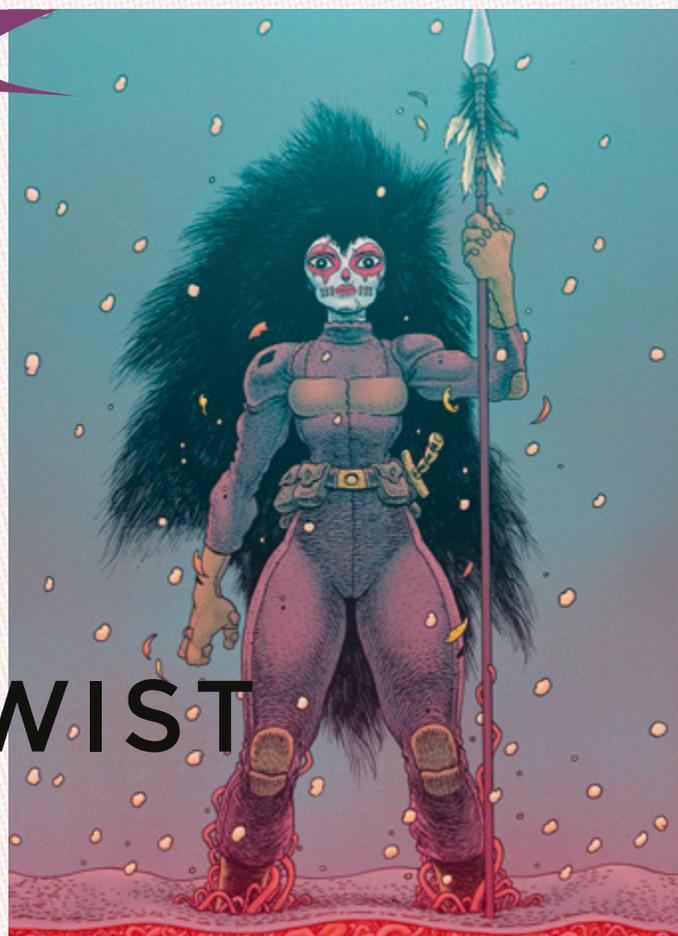
FAMILIENZWIST

Der preisgekrönte Comic »Little Bird« kombiniert zahlreiche vertraute Motive – und überzeugt vor allem als Teamwork.

— THOMAS BALLHAUSEN

Am Anfang der Dystopie »Little Bird« steht bereits ein mögliches Ende: Das letzte, dem sicheren Untergang geweihte Aufgebot eines indigenen Widerstands stellt sich in den Rocky Mountains den heranrückenden Truppen der Vereinigten Nationen von Amerika. Ausgehend vom »New Vatican« überzieht der »Bischof« den Kontinent mit Terror und Schrecken. Die Motivation seines bereits seit Jahrzehnten andauernden Genozids im nördlichen Nachbarland ist, neben einem deutlich ausgestalteten Appetit nach mehr Macht, die bislang vergebliche Suche nach dem »Auferstehungs-gen« und das daran geknüpfte Versprechen von Unsterblichkeit. Wenig überraschend ist die titelspendende Figur Trägerin dieser Anomalie – und nachdem sie auf Geheiß ihrer kampfeslaunigen Mutter Tantoo in einem Bunkerversteck ausgeharrt hat, sinnt sie auf Rache am Bischof und seinem von religiösem Fanatismus geprägten »Heiligen Reich«.

Ganz dem mütterlichen Auftrag »Befreie den Norden. Rette die Welt« folgend, schlägt sie sich zu einem Hochsicherheitsgefängnis durch, um ihren Großvater mit dem sprechenden Namen »Axt« zu befreien. War die Handlung bis zu diesem Punkt schon von Gewalt geprägt, so steigert sich der body count von da an noch weiter bis zum unvermeidlichen Duell zwischen Bischof und Little Bird. Der sprichwörtliche Faden, der die Vielzahl vertrauter Motive und Erzählelemente – inklusive tragischer Zwillingsgeschwister, abtrünniger Ritter und vertrauenswürdiger Piraten – verknüpft, ist blutrot. In einer aus den Fugen geratenen Welt ist es nur konsequent, dass die typenhaft ge-



haltenen Charaktere nicht zuletzt über ihre Körperlichkeit und zahlreiche Actionsequenzen auserzählt werden. Fatalistisch und verbissen tragen Kinder die Konflikte früherer Generationen weiter aus, Vergangenheit und Zukunft fallen in einer fragwürdigen absoluten Gegenwart, einer Gegenwart des unausgesetzten Kampfes, zusammen.

»Little Bird« ist vom Spannungsverhältnis zwischen Unterhaltung und Anspruch, zwischen politisch-ökologischen Reflexionen und Genrekonventionen geprägt. Die streckenweise recht schemenhaft und archetypisch wirkenden Figuren unterstreichen noch zusätzlich die Ausrichtung auf ein erzählerisches Spiel mit klaren Gegensätzen: Im »Kampf um Elder's Hope«, so der Untertitel, prallen nicht nur entgleiste Versionen der Vereinigten Staaten und Kanadas aufeinander, sondern eben auch Entwürfe fehlgeleiteter Genmodifizierung und naturreligiöse Mythologie. Die durchwegs negativ gezeichnete technologische Überlegenheit des Bischofs hat einen Widerpart in Little Birds moralisch-ideologischer Ausprägung – inklusive symbolträchtiger Traumwelten und antimoderner Rebellionshaltung. Dass bei all dem das Ringen um Elder's Hope auch als Geschichte über Landaneignung, Massenmord und Familiengemeinschaften erfahrbar bleibt, ist dem gelungenen Teamwork der beteiligten Künstler/innen geschuldet: Matt Hollingsworth hat den Comic mit einer eindringlichen Farbgebung versehen, der gleichermaßen die Story von Darcy Van Poelgeest wie auch die Zeichnungen Ian Bertrams unterstützt. Bertrams genialer Stil, der an Größen wie Moebius oder Frank Quitely erinnert, hat sich schon bei thematisch ähnlich gelagerten Arbeiten bewährt – etwa bei seinem bemerkenswerten Beitrag zu »Batman Eternal« oder der Graphic Novel »House of Penance«. ■



Darcy Van Poelgeest, Ian Bertram, Matt Hollingsworth
Little Bird 1: Der Kampf um Elder's Hope
Übers. v. Peter Schadt
Cross Cult, 208 S.

Mirabilia

Susanne Rettenwander gräbt in ihrer Rolle als moderne Schatzsucherin antiquarische Goldstücke aus und stellt sie hier vor.

DIE DUNKLEN SEELEN DER BÜCHER

Manch ein verstaubtes Buch schlummert jahrhundertlang im versteckten Bibliotheksregal und erwartet geduldig seine Leserin. Es hat viel zu erzählen. Und wenn die Leserin endlich nach dem kleinen Schatz greift, fühlt sie sogleich die Schwere des alten Papiers, das Relief der groben Bünde und die etwas angeraute Oberflächenstruktur des Ledereinbands. Ein Buch offenbart viele Geheimnisse, so manches aber auch solche, die vielleicht besser im Schutz des Verborgenen aufgehoben wären. Denn was ist zu tun, wenn die Leserin erfährt, dass das Buch nicht nur von einem Menschen geschrieben und von einem Menschen gefertigt wird, nicht nur über einen Menschen erzählt und von einigen Menschen gelesen wird, sondern dabei zugleich auch ... aus einem Menschen gemacht ist?

Zu den zweifellos düsteren Kapiteln der Geschichte gehören die Resultate, die aus der mythenbehafteten Praxis der anthropodermischen Bibliopegie hervorgehen: Bücher, die in gegerbter Menschenhaut, in Menschenleder eingebunden werden. Schockiert und fasziniert zugleich durchstreifen die freien Assoziationen die verabscheuungswürdigsten Gräueltaten und verharren an klischeehaften Typ/innen oder historisch verdächtigen Eckdaten. Pathologische Massenmörder/innen mit sadistischen Neigungen oder bestürzende Rückstände aus dem Nationalsozialismus – der Fantasie sind dabei keine Grenzen gesetzt. Dass es sich dabei mitunter um voreilige Stereotype handelt, arbeitet Megan Rosenbloom, eine der führenden Expertinnen auf diesem Gebiet, in ihrer aktuell veröffentlichten Monografie »Dark Archives« heraus. Gemeinsam mit ihrem interdisziplinären Team aus Historiker/innen, Chemiker/innen und Forensiker/innen ist es ihre Aufgabe als medizinwissenschaftliche Bibliothekarin, die weltweit verstreuten, überaus seltenen Bücher ausfindig zu machen, diese durch das Verfahren des Peptidmassenfingerprint zu analysieren und in differenzierte Kontexte zu setzen. Getrieben von bibliophiler Neugier



Megan Rosenbloom
Dark Archives:
A Librarian's Investigation
Into the Science
and History of
Books Bound in
Human Skin
Farrar Strauss &
Giroux, 288 S.



Fotografie des Einbandes von Hans Holbeins »Dance of Death« (London, Chiswick Press 1898), auch abgedruckt in Megan Rosenbloom Dark Archives (Farrar Strauss & Giroux 2020). »Dance of Death« gehört zu den bis dato insgesamt 18 anthropodermischen Büchern, die vom »The Anthropodermic Book Project«-Team bestätigt wurden. Es befindet sich heute in der Sammlung der John Hay Library an der Brown University, Providence, USA.

und tiefem Respekt vor der Menschenwürde erzählt Rosenbloom die Geschichten der Bücher, um dabei die Geschichten der Menschen selbst aufzurollen. Denn was bewegt den einen Menschen dazu, die Haut des anderen entsprechend zu verwerten? Die winzigsten Details aus geisteswissenschaftlichen Recherchen und biochemischen Ergebnissen verwebt Rosenbloom als einfühlsam dargestellte Einzelschicksale, die einmal mehr auf haarsträubend anschauliche Weise die Machtverhältnisse des patriarchalen Systems belegen. Im Schutz ihrer Stellung und ihres gesellschaftlichen Ansehens nehmen sich hochgebildete Menschen der Medizin oder des Rechts jahrhundertlang das Privileg heraus, über sozial benachteiligte Menschen als äs-

LESEPROBEN

thetisches Material zu verfügen. Sensationell könnte die gegebte weibliche Oberschenkelhaut inszeniert werden, die gleichsam zynisch drei sehr wertvolle Schriften zur Frauenheilkunde veredelt. Wird aber dazu das Leben der entmündigten und jung in einer psychiatrischen Anstalt verstorbenen Mary Lynch rekonstruiert, deren Arzt posthum am Seziertisch die entsprechenden Hautstellen entfernt, um sie seiner ›Gentleman's Collection‹ zuzuführen, so überschattet ein unglückseliges Dasein augenblicklich alle Sensation. Ähnlich verhält es sich mit ausgewählten ›murderabilia‹ – makabre Erinnerungsstücke von Mordfällen und anderen blutigen Verbrechen –, die eine böartige Umdeutung erfahren. Rosenbloom schildert die durchaus gängige Praxis, die Gerichtsakten eines zum Tode verurteilten Straftäters posthum in dessen Haut zu binden, nicht zuletzt um den Triumph über das Böse zu demonstrieren. Was diese faktisch vollzogenen Akte der Macht oder Rache allerdings über die historische Gesellschaft aussagen, übersetzt sich weiterführend in die heftig diskutierte Fragestellung, wie die heutige Gesellschaft mit diesen historischen Artefakten umzugehen hat. Was ist also zu tun, wenn die Leserin erfährt, dass sie nicht nur ein Buch, sondern auch die gegebte Haut eines Menschen in den Händen hält? Megan Rosenblooms Antwort ist eine eindeutige. Sie plädiert für einen respektvollen Umgang – bevorzugt in Archiven und Bibliotheken –, eine nachhaltige Aufbewahrung und eine gründliche Aufarbeitung der Geheimnisse. Denn wenn die Geschichten dieser Unikate erzählt werden, offenbaren sich zugleich auch die Geschichten jener Menschen, die zuvor überhaupt keine Geschichten hatten. Die dunklen Seelen schweben auch weiterhin verhängnisvoll über den Leder-einbänden, aber sie erfahren vielleicht so den Hauch einer Gerechtigkeit. ■

Wir möchten Ihnen zu einigen Büchern, die in dieser Ausgabe besprochen sind, die Leseproben empfehlen. Kurz hineingeschnuppert, können Sie so die Texte am besten kennenlernen.

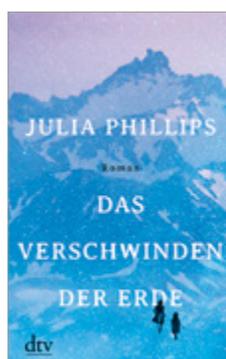
Alle Links, die Sie direkt zu den Leseproben führen, finden Sie auf www.buchkultur.net



Lisa Eckert
Wie alle, nur anders
C.H.Beck



Patricia Highsmith
Ladies. Frühe Stories
Diogenes



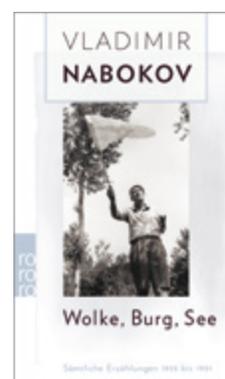
Julia Phillips
Das Verschwinden der Erde
dtv



Ottessa Moshfegh
Der Tod in ihren Händen
Hanser Berlin



Axel Hacke
Im Bann des Eichelhechts
Kunstmann



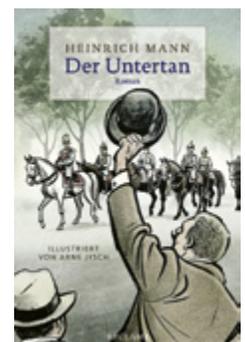
Vladimir Nabokov
Wolke, Burg, See
Rowohlt TB



Lisa Graf-Riemann
Kurschatten-Affäre
Servus



Thomas Kling
Werke in vier Bänden
Suhrkamp



Heinrich Mann
Der Untertan
Reclam



Guillermo del Toro,
Chuck Hogan
Die Schatten
Heyne

BUCHKULTUR

Noch mehr BUCHKULTUR mit dem monatlichen Bücherbrief.

Sie erhalten kostenlos per E-Mail Neuigkeiten aus der Welt der Literatur, exklusive Gastbeiträge und aktuelle Buchbesprechungen, sowie Informationen zu Aktivitäten und Aktionen rund um BUCHKULTUR.

Zur Anmeldung für den BUCHKULTUR-Bücherbrief klicken Sie den Button auf www.buchkultur.net oder nutzen folgenden QR-Link:



Buchkulturcafé



ASSERVATENKAMMER DER LITERATUR

Wenn man an Vor- oder Nachlässe von Literaturinnen denkt, dann sieht man unweigerlich meterhohe Stapel nur gering voneinander abweichender Typoskripte, dritter oder vierter Durchschläge, Autogramm- und hin und wieder mal ein paar muntere Postkarten vor dem geistigen Auge. Man denkt sicherlich nicht an Bescheinigungen über die Abnahme von Dienstpistolen (Doderer), einen Toilettenschlüssel aus dem Alten Burgtheater in Wien sowie die Sohle eines Stiefelabsatzes von Gerhart Hauptmann, an Lessings Schachtisch, Thomas Bernhards zerrissene Arbeitshose oder gar W. H. Audens VW Käfer (oben), den er an einen Liebhaber verlieh, bis er erfuhr, dass dieser das Auto als Fluchtwagen bei einer Einbruchsserie verwendet hatte.

Die literarische Welt »außerhalb« der Buchdeckel ist kurios und spannend! In diesem wunderbaren Band versammeln sich grandiose Fundstücke.

Kaukoreit, Atze, Gausterer, Inguglia-Höfle
Pässe, Reisekoffer und andere »Asservate«
Praesens, 400 S.

Fotos: linke Seite: Landessammlungen Niederösterreich, Foto: Carmen Osowski

Literaturedition
Niederösterreich

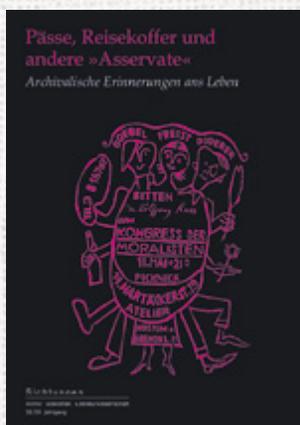


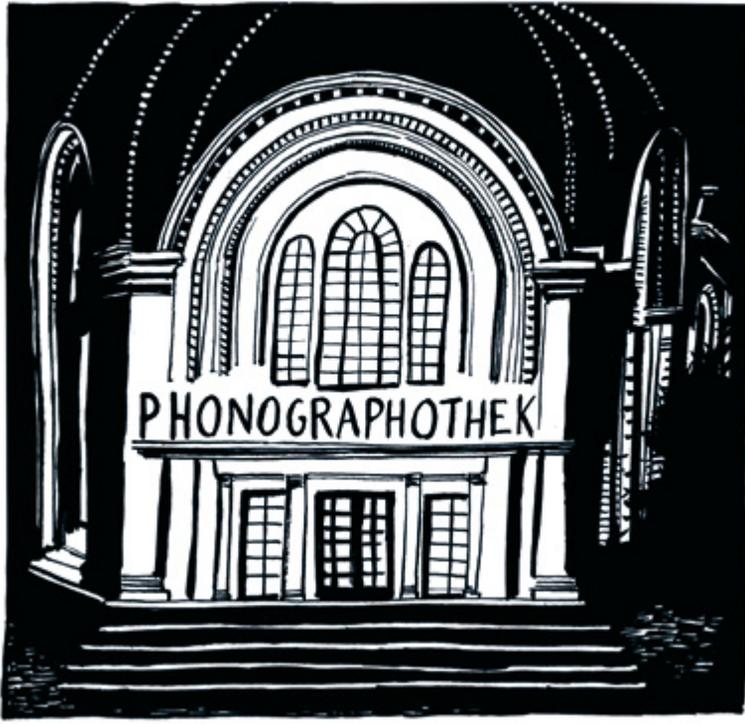
Alfred Gesswein
Flügelhornblasen gegen den Wind
Gesammelte Gedichte
Hg. von Christian Teissl

Der Lyriker Alfred Gesswein gilt als „stillter Gigant“ der österr. Literatur des 20. Jahrhunderts. Das bislang wenig beachtete Werk liegt nun in einer ersten umfassenden Edition vor.

16,5 x 23,5 cm, Preis € 28, ca. 800 Seiten
ISBN 978 3 902717 55 9
erscheint Ende Februar 2021

literaturedition-noe.at | www.kultur.noe.at





EINE BUCH-UTOPIE VON 1894

Keine Angst! Der Buchtitel mag ein wenig kulturpessimistisch klingen, ist es aber nicht. Der futuristische Essay des französischen Verlegers Louis-Octave Uzanne (1851–1931) ist vielmehr eine überraschende Zukunftsvision und hat von seinem Grundimpuls, der Überlegung, wie sich die Kultur und das Buch wohl in den nächsten Jahren und Jahrzehnten entwickeln werden, nichts an Aktualität eingebüßt. Darüber sollten wir uns ruhig öfter Gedanken machen ... Ein Anreiz dafür ist dieses schön gestaltete Buch, Steph von Reiszitz' Illustrationen sind im zeitlosen Stil von Félix Vallotton gehalten.

Octave Uzanne
Das Ende der Bücher
 Favoritenpresse, 40 S.



WIE BIBLIOPHIL SIND SIE?

»Bücherregale eröffnen eine Art Abkürzung zur Persönlichkeit eines Menschen«, schreibt Annie Austen im Vorwort zu ihrer schönen und humorvollen Hommage an unseren liebsten Einrichtungsgegenstand. Aber bei der Beschreibung einzelner Regale hört das Buch nicht auf, vielmehr ist es ein Sammelsurium abseitiger Fakten und Anekdoten aus der Welt der Bücher, verworfene Titel für berühmte Bestseller, Sortierungsvorschläge, Zitate über das Lesen und vieles mehr – für Buchliebhaber/innen und alle, die es werden wollen.

Annie Austen
Bücherliebe - Was Bücherregale über uns verraten
 HarperCollins, 208 S.



Illustrationen: oben: Steph von Reiszitz; rechts: Hannah Kolling / Kuzin & Kolling

Literaturrätsel

von Literaturdetektiv Alexander Kluy



FRAGE 1

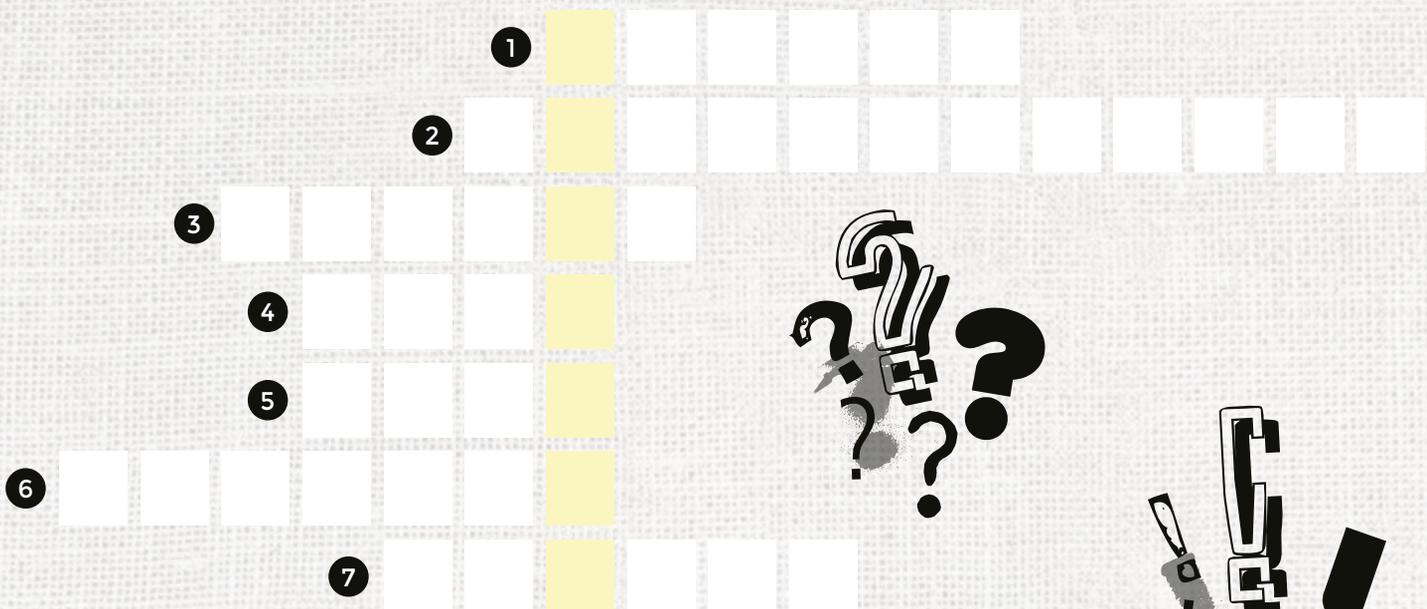
Erst kam Latein, dann, nach E. T. A. Hoffmann, lange nichts anderes außer Wien. Dafür wurde zwei Jahre nach ihrem Tod in Mexiko einer ihrer sprachlich spektakulären Romane in eine Weltliteraturedition aufgenommen. Am Ende ihrer Karriere standen Salomo und ein roter Rock. Wie hieß die Autorin?

FRAGE 2

62 ist sie (heute fast 65), rothaarig, orthopädisch ein Bewegungswunder und nicht umzubringen, wie ihr Erfinder, ein Emmentaler, schrieb. Der alte Name Wäscher der alten Dame war sprechend, der Name des Orts, in dem sie als theatrale Rachefrau zurückkehrt, ebenso. Wie lautet der Nachname dieser Bühnenfigur?

FRAGE 3

Benannt wurde unser gesuchter Autor nach dem koptischen Arzt, der ihn entband. Als Bildungsbeamter schrieb er seinen ersten Roman über einen Pharao. Fast 50 Jahre später bekam er den weltliterarisch höchsten Preis. Die Nacht hatte bei ihm tausend Nächte, dazu gab es Rausch, Hausboot und ein Lied der Bettler. Wie hieß er?



FRAGE 4

Unsere gesuchte, in Vorarlberg an einem Karfreitag geborene Autorin mordet raffiniert historisch, fing damit in New York an und bewundert am 20. Jahrhundert Sufragettenbewegung und Raumfahrt. Dass sie in Archäologie examiniert wurde, zeigt sich in all ihren Bänden. Wie lautet das Pseudonym, das sie verwendet?

FRAGE 5

Seine Texte unter der Dusche lesen? Das legte jedenfalls der Titel einer Werkauswahl unseres gesuchten Autors nahe, der Matador werden wollte. Er gründete eine Lachakademie, parodierte, von Chaplin wie von Jacques Prévert gepriesen, die drei Musketiere und erfand César Rikiki. Wie lautet sein Nachname?

FRAGE 6

Musik als zerrissene Zeit? Jedenfalls wird daher der Name dieses synkopierten Musikstils, heute fast nur am Klavier gespielt, hergeleitet, wie vom Tanzen zum Zweivierteltakt. Ein Amerikaner, trotz Namens nie Doktor, veröffentlichte 1975 einen Roman mit dieser Musikrichtung im Titel. Wie heißt das Buch?

FRAGE 7

Wäre unsere gesuchte Autorin nicht bereits mit 52 Jahren verstorben, gäbe es mehr von ihr, mehr infernalische Traummaschinen, Helden und Schurken, mehr Blaubarts Zimmer. Der »Spiegel« pries sie als Ein-Personen-Vaudeville. Welchen artistischen Unterhaltungsort trägt ihr wohl bekanntester Roman im Titel?

TEILNAHMEBEDINGUNGEN

Das Buchkultur-Literatürrätsel geht in eine neue Runde.

Lösen Sie das »Literarische Rätsel« dieser Ausgabe und schicken Sie uns die Antwort. Aus den Buchstaben in den Farbfeldern bilden Sie das Lösungswort.

LÖSUNGSHINWEIS

Gesucht wird der Name einer Autorin, bei der man weniger an London oder Paris, wo sie aufwuchs, denkt, stattdessen an den Südwesten Englands, an dessen Verschwinden und, wie sie zuletzt schrieb, Verzauberung, und an einen dicken Mann, der Bücher von ihr verfilmte. Diese Lady Browning schien bei Mr Lecter als Bedelia auf.

Die Gewinne werden unter den Teilnehmer/innen verlost, die das richtige Lösungswort bis zum **8. März 2021** eingesandt haben. Die Gewinnspielteilnahme ist bei gleichen Gewinnchancen auch mit einfacher Postkarte oder über unsere Website möglich (www.buchkultur.net).

SCHREIBEN SIE AN

Buchkultur VerlagsgesmbH, Eslarngasse 10, 1030 Wien, Österreich,
E-Mail: redaktion@buchkultur.net
Eine Barauszahlung ist nicht möglich.
Die Gewinner/innen werden von der Redaktion benachrichtigt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

DIE RÄTSELGEWINNER/INNEN DER AUSGABE 193 SIND

Werner Heilig (Karlsruhe), Regina Höckner (St. Johann/T), Kai Katzschner (Stuttgart)
Gewonnen haben sie die »Pandemische Welt-Schau in Karikaturen« (Benevento)



GEWINN

Wir verlosen dreimal das Buch »Bücherliebe. Was unsere Bücherregale über uns verraten« von Annie Austen (HarperCollins, 208 S.)

Und, welche Bücherregalordnung verfechten Sie? Annie Austen entführt mit diesem Geschenkbuch in die Bücherregale Marilyn Monroes und Barack Obamas, erklärt, was ein »Shelfie« ist, gibt wichtige Tipps, um die Angst vor dem Verleihen von Büchern zu überwinden, und warnt eindringlich vor Menschen, die keine Bücher besitzen. »Bücherliebe« vereint erstaunliche Weisheiten mit hübschen Details und humorvollen Analysen. Für alle Büchersammler/innen und stolze Regalbesitzer/innen, die erkannt haben: Ein Leben ohne Bücher ist möglich, aber sinnlos.



AUFLÖSUNG # 193

Gesucht wurde die Romanfigur Jules Maigret. Ihn erfand der Schriftsteller Georges Simenon. Der Belgier ließ Maigret in 75 Romanen und 26 Erzählungen auftreten. Ende der 1920er-Jahre lebte und schrieb Simenon an Bord eines Bootes. Im Hafen von Delfzijl, Niederlande, hatte er die Vision eines mächtigen, Pfeife rauchenden Mannes, der Kriminalist war.

Frage 1

Lösungswort: Rühm

Gesucht: Der 1930 geborene Gerhard Rühm, studierter Pianist, gehörte neben Achleitner, Artmann, Bayer und Oswald Wiener zu den Mitgründern der Wiener Gruppe. Seit 1968 lebt er in Köln am Rhein, von 1972 bis 1996 war er, berühmt für visuelle wie für Laut-Gedichte, Professor an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg.

Frage 2

Lösungswort: Auersberg

Gesucht: Thomas Bernhards Roman »Holzfällen. Eine Erregung« erschien 1984. Darin kommentiert ein Ich-Erzähler im Fauteuil eine Wiener Abendgesellschaft, darunter ein Komponist, in dem sich der Komponist Gerhard Lampersberg

karikiert sehen wollte und Bernhard klagte, was einen Skandal auslöste.

Frage 3

Lösungswort: Kindernazi

Gesucht: Als Andreas Okopenko (1930–2010) 1998 der Große Österreichische Staatspreis zugesprochen wurde, wurde ein Jahr später sein Buch »Kindernazi« neu aufgelegt, 1984 auf der Bestenliste zum Buch des Monats Oktober gewählt, in dem die Erinnerungen von 1945 rückwärts bis zum Jahr 1939 laufen.

Frage 4

Lösungswort: Berg

Gesucht: Die Erzählung »Aus« war das erste Buch von Alois Hotschnig, der 1959 in Berg im Drautal in Kärnten geboren wurde und seit Langem in Innsbruck lebt. 2011 war er der erste Preisträger des Gert-Jonke-Preises, benannt nach dem Autor von »Schule der Geläufigkeit« und »Himmelstraße – Erdbrustplatz«.

Frage 5

Lösungswort: Roth

Gesucht: Mit 80 Jahren verkündete der US-Ame-

rikaner Philip Roth seinen Entschluss, nicht mehr zu schreiben, nachdem er ein Romanwerk verfasst hatte, das in der »Library of America« in neun Bänden vorliegt, dazu ein Essayband. Lange galt er als hochgehandelter Kandidat für den Literaturnobelpreis, erhielt ihn aber nie.

Frage 6

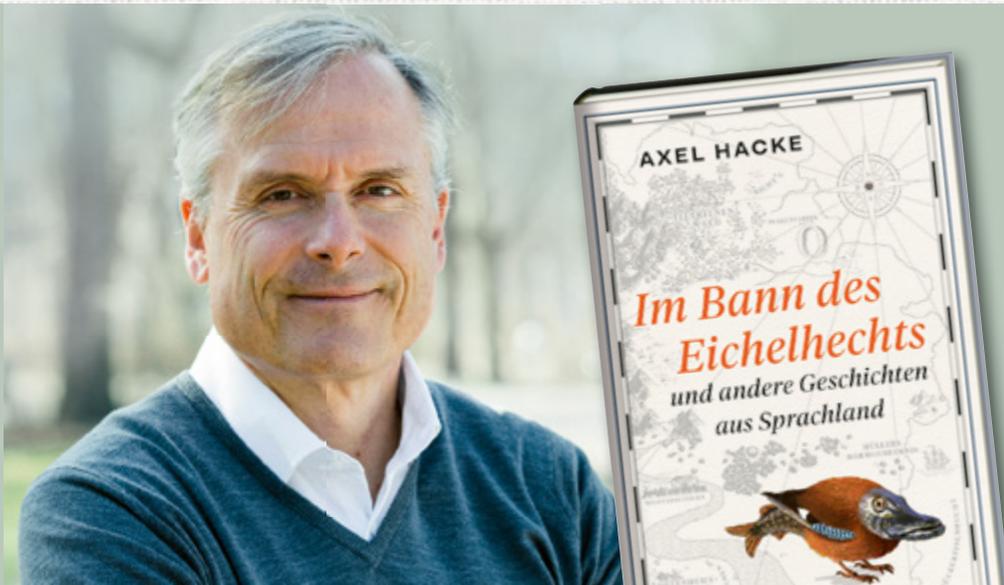
Lösungswort: Elfriede

Gesucht: Elfriede Jelinek erhielt ausgreifenden Musikunterricht auf vielen Instrumenten, wurde mit 13 am Wiener Konservatorium aufgenommen, studierte Orgel, Klavier, Blockflöte. Nach der Matura erlitt sie einen Nervenzusammenbruch. 1967 erschien ihr Gedichtband »Lisas Schatten«. 2004 erhielt sie den Nobelpreis für Literatur.

Frage 7

Lösungswort: Eckhart

Gesucht: »Es mangelt weiß Gott nicht an Autoren, die sich an der eigenen Familie vergehen.« So der erste Satz von »Omama«, dem Romandebüt von Lisa Eckhart, der heuer erschien. Rechtzeitig zur Veröffentlichung brach ein Skandal über mutmaßlich antisemitische Sätze in Kabarettprogrammme Eckharts aus.



Große Kunst und ein noch größeres Vergnügen. Ein lustiges, versponnenes Sprachspielbuch.

264 Seiten | geb. mit SU
Euro 22,70 (A)
ISBN 978-3-95614-431-8
Auch als Hörbuch und
E-Book erhältlich

VERLAG ANTIJE
KUNSTMANN



**„Ein gutes Buch lesen? Wozu?
Ich kenne doch bereits alle, die ich geschrieben habe.“**



Impressum

Buchkultur Nr. 194/33 JG. 1/2021
ISSN 1026-082X

Buchkultur Das internationale Buchmagazin
ist ein Produkt der **BUCHKULTUR** Verlags GesmbH.

Coverillustration: Jorghi Poll

ANSCHRIFT DER REDAKTION
A-1030 Wien, Eslarngasse 10
T: +43/1/786 33 80-0
M: redaktion@buchkultur.net

EIGENTÜMER, VERLEGER
Buchkultur VerlagsgesmbH
A-1030 Wien, Eslarngasse 10

HERAUSGEBER
Michael Schnepf, Nils Jensen

GESCHÄFTSFÜHRUNG
Max Freudenschuß

REDAKTIONSLEITUNG
Jorghi Poll (Chefredaktion & Art-Direktion)
Katia Schwingshandl (Chefin vom Dienst)
Michael Schnepf (Büchertisch)
Andrea Wedan (Junior)

REDAKTION

Angelo Algieri, Thomas Ballhausen, Magda Birkmann, Thomas Feibel, Hans-Dieter Grünefeld, Konrad Holzer, Nils Jensen, Barbara Kadletz, Dagmar Kaindl, Alexander Kluy, Andreas Kremla, Martin Kugler, Johannes Lau, Maria Leitner, Ludwig Lohmann, Jo Moskon, Christa Nebenführ, Maria Nowotnick, Martin Thomas Pesl, Karoline Pilcz, Susanne Rettenwandler, Sylvia Treudl, Sophie Weigand, Thomas Wörtche

VERTRIEB

Christa Himmelbauer

ABONNEMENTSERVICE

T: +43/1/786 33 80-15
M: abo@buchkultur.net

DRUCK

Bauer Medien Produktions- & Handels-GmbH,
1030 Wien

VERTRIEB

D: IPS Pressevertrieb GmbH
Ö: Mohr Morawa; Presse Großvertrieb Austria
Trunk GmbH

ERSCHEINUNGSWEISE

jährlich 6 Ausgaben sowie diverse Sonderhefte

PREISE, ABONNEMENTS

Einzelheft: Euro 6,80
Jahresabonnement: Euro 35 (Europa) | Euro 48
(außerhalb Europas) | Digital Euro 30
Student/innen & Arbeitslose: Euro 28 (Europa)
| Digital Euro 22 (jeweils Nachweis erforderlich)

AUFLAGE 15.100

Die Abonnements laufen über 6 Ausgaben und gelten, entsprechend den Usancen im Pressewesen, automatisch um ein Jahr verlängert, sofern nicht ein Monat vor Ablauf die Kündigung erfolgt. Derzeit gilt Anzeigenpreisliste 2021. Über unverlangt eingesandte Beiträge keine Korrespondenz. Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Copyright, wenn nicht anders angegeben, bei den Urhebern bzw. den Rechtsnachfolgern. Wir danken den Verfügungsberechtigten für die Abdruckgenehmigung. Alle Daten und Preisangaben sind ohne Gewähr.

Gefördert von der
Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

*Ein außergewöhnliches Buch
zum 200. Geburtstag von
Fjodor M. Dostojewskij*



... und dessen fiktive, aber mögliche Begegnung mit Gioachino Rossini. Die Gegensätze sind die größten – und doch erleben wir die Annäherung zweier hochsensibler Künstlerseelen, in teils grotesken, komischen und an die Grundfragen des Menschlichen rührenden Situationen und Gesprächen. Venedig spürt, schmeckt, riecht, hört und erlebt man auf Schritt und Tritt.

ISBN 978-3-99200-297-9
480 Seiten, Hardcover
mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
€ 24



*Break On Through
(To The Other Side)*

Für Jim Morrison scheint alles zu Ende, bevor es richtig losgegangen ist. Zwar hat er seine eigene Band, The Doors, gegründet, aber die Karriere droht in schäbigen Vorstadtpelunken von Los Angeles zu versanden. Drogen, Alkohol und Sex sind eben leichter zu haben als die neue, authentische Musik. Eines Abends sitzt ein Typ im Publikum, der dort nicht hinpasst. Seine bloße Anwesenheit stört – und Jim verliert die Nerven. Von da an wird alles anders. Ein Trip durch die Welt als Wildnis der späten 1960er-Jahre.

ISBN 978-3-99200-293-1
256 Seiten, Hardcover
mit Schutzumschlag
und Lesebändchen
€ 22

»Lesen Sie dieses Buch, es wird Sie entspannen.«

Sibylle Berg



Martin Suter
Benjamin von Stuckrad-Barre

*Alle sind
so ernst
geworden*

Diogenes

Auch als eBook

»Ich habe mit einigem Aufwand alle Aussagen aus dem Buch überprüft und kann nun mit Gewissheit sagen: Es stimmt alles.«

Klaas Heufer-Umlauf

»Das mit der Badehose ist hinreißend.«

Ronja von Rönne

»Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen.«

Christian Kracht

»Wenn ich zukünftig bekümmert oder ratlos bin, werde ich Kapitel dieses Buches lesen, um laut zu lachen und an diesen funkelnden und eloquenten Gesprächen teilzunehmen.«

Katja Riemann

»Schnell, klug und unglaublich komisch, wie ein Abendessen mit Thomas Bernhard, Ricky Gervais und den Rolling Stones. Lesen Sie dieses Buch, es wird Ihren Tag retten.«

Ferdinand von Schirach